

11. Junft. Die Schweine

unterscheiden sich dadurch, daß ihre Beine einzeln von einem hornigen Huf umgeben sind; daß sie sehr ungleiche Zähne und meistens sehr lange Eckzähne haben; sie sind ferner mit Borsten mehr oder weniger bedeckt, und haben einen ganz dünnen und kurzen Schwanz.

Diese Thiere schließen sich durch ihre außerordentliche Größe, ihre plumpe und abenteuerliche Gestalt, ihre ziemlich nackte Haut und ihren Aufenthalt im Wasser oder in Sümpfen an die Wale an. Einige spritzen sogar, wie das Nilpferd, etwas Wasser aus den Naslöchern; sie unterscheiden sich aber sehr stark durch die vollkommenen und brauchbaren Hinterfüße, womit sie im Trocknen sehr leicht fortkommen, auch dadurch, daß sie, ungeachtet ihres drohenden Gebisses, nichts anderes als Pflanzen fressen, am liebsten Getraide und andere Körner, auch Laub und Wurzeln, und damit manche auch Würmer und Insecten. Bey den Walen läuft allein, unter allen Thieren dieser Classe, der Leib so allmählich in den Schwanz aus, daß dieser, wie bey den Fischen, einen mächtigen Theil desselben ausmacht, denselben fortbewegt und heftig um sich schlägt, bey den schweinartigen Thieren aber ist er ein unverhältnißmäßiges, fast lächerlich kleines Anhängsel geworden, kaum fähig, die Rücken zu vertreiben.

Mit Ausnahme des eigentlichen Schweins finden sie sich alle nur in den heißen Ländern beider Welten, wo ihr Hauptaufenthalt schattige Wälder sind mit Flüssen und Sümpfen. Da sie alle eine dickere Schwarte haben, als die andern Thiere, so hat man sie Dickhäuter genannt (*Pachydermata*), was sich nicht recht in die deutsche Sprache gewöhnen will.

Es sind die kräftigsten und daher nützlichsten Thiere. Ohne das Pferd wären die Kräfte des Menschen in den gemäßigten Ländern viel zu schwach, um etwas Erkleckliches auszuführen. Dasselbe gilt in Indien von dem Elephanten; sie sind also wirklich die ächten Muskelthiere, die Wiederholung der Amphibien.

Man könnte sie in niedere und hohe eintheilen, was aber weniger von der Länge der Beine als von der Länge des Leibes abhängt. So sind jene sehr weit aus einander am Flußpferd, kurz bey den Schweinen; bey dem Elephanten dagegen, Nashorn und Pferd stehen sie nahe beysammen.

Die niederen lieben vorzüglich Flüsse und Schlamm, die hohen dagegen mehr das Trockene.

Wesentlicher aber theilen sie sich ab nach der Entwicklung ihrer Sinnorgane. Daß der Elephant besonders glücklich gewesen ist mit seiner Nase, fällt von selbst in die Augen, und weist ihm seine Stelle an; das Flußpferd ist ebenso deutlich durch seine nackte Haut characterisirt, und das Pferd durch das Auge. An jenes schließt sich das eigentliche Schwein an als das Jungenthier mit seiner sonderbaren und manchfaltigen Zahnbildung. Der ganze Bau, und besonders die großen Ohren, stellen das Nashorn zwischen Elephant und Pferd. Sie folgen daher so auf einander:

1. Flußpferd, characterisirt durch die Haut.
2. Schwein oder Sau, characterisirt durch die Zunge, das Gebiß und die Gefräßigkeit.
3. Elephant, characterisirt durch den Rüssel oder die Nase.
4. Nashorn, characterisirt durch die Ohren.
5. Pferd, characterisirt durch das Auge.

A. Niedere Schweine.

Die Füße kurz und der Leib lang.

Hieher gehören die Flußpferde und die eigentlichen Schweine, welche in der Lebensart ganz übereinstimmen, indem die meisten Tage lang im Wasser und Schlamm zubringen.

1. G. Die Flußpferde (Hippopotamus)

gehören zu den größten, mit wenig Borsten bedeckten Thieren, und haben einen fast walzigen Leib mit einem winzigen Schwanz, einen langen, niedergedrückten Kopf, worinn überall 6 Backenzähne mit Schmelzhöckern, oben 4 kurze Vorderzähne, unten eben so viel längere und liegende; die Eckzähne sehr lang, die obern

gerad, die untern gebogen; Füße kurz, mit 4 aufstretenden Beinen und Hufen.

1) Das gemeine (*H. amphibius*) ist 12 Schuh lang, so dick wie ein Ochse, aber nicht so hoch, schwarz mit kurzen Ohrmuscheln und sehr kleinen Augen.

Es findet sich, so viel man mit Sicherheit weiß, nur in Africa, ist aber jetzt im nördlichen fast gänzlich ausgerottet.

Dieses Thier ist seit den ältesten Zeiten bekannt, und hat nicht bloß den Naturforschern, sondern auch den Theologen viel zu schaffen gemacht, weil man es für das Behemot der heiligen Schrift gehalten hat und im Grunde noch hält.

Johann Schneider zu Breslau hat die Stellen der Alten am vollständigsten gesammelt in seiner Ausgabe von Artedis Synonymie der Fische, 1789. S. 247. Von dem Behemot abgesehen, war Herodot der erste, welcher davon spricht, II. Cap. 71. Die Flusspferde werden in dem papremittischen Bezirk [im Delta] für heilig gehalten, aber nicht bey den übrigen Aegyptiern. Ihre Natur und Gestalt ist so: Es ist ein vierfüßiges Thier mit gespaltene Klauen, wie bey den Rindern, aufgestuhter Nase, einer Pferdemañne, vorstehenden Zähnen, einem Pferdeschwanz und einer solchen Stimme; so groß als der größte Ochse; die Haut so dick, daß man sie trocknet und glatte Wurfspeie daraus macht.

Aristoteles hat dieses fast ganz nachgeschrieben, sagt aber, es habe die Größe des Esels und den Schwanz des Schweins; aus der Haut würden Schilder gemacht (II. Cap. 10.). Plinius sagt: die Haut sey so dick, daß man Speie daraus drehen könne, und die des Rückens gebe undurchbringliche Schilder und Helme (VIII. 25.).

Diodor von Sicilien erzählt, daß bey der Jagd viele Menschen zusammenkommen und es mit eisernen Stangen tödten. Wo es sich zeigt, sammeln sich Schiffe darum, und die Leute verwunden es mit eisernen Haken und werfen dem vor Schmerz wüthenden Thier Stricke um den Kopf, bis es durch Blutverlust kraftlos wird: dann ziehen sie es an die Schiffe und ans Land. Das Fleisch ist hart und schwer zu verdauen, das

Eingeweide nicht zu essen (I. S. 42). Nearch, ein Feldherr Alexanders, sagt: es finde sich nicht im Indus; ebenso Pausanias; Dnesicritus, auch ein Feldherr Alexanders, behauptet das Gegentheil bey Strabo (XI. S. 1012 und 1033.). Die Neuern wissen nichts davon in Indien; wahrscheinlich meynten die Alten den Gavia. Aristoteles und Plinius sehen es in den Nil und der letztere auch in einen Fluß am atlantischen Meer, und Strabo an das Ende von Africa. Es gehe des Nachts auf die Felder, waide das Getraide ab und kehre wieder rückwärts zurück, damit man glauben solle, es wäre noch am Lande. Der Aedil Scaurus hat zuerst in Rom 5 Crocodille und 1 Flußpferd gezeigt; es gieng gern in das Schilf und verwundete sich nicht selten darinn. Später sah man wieder zu Rom ein Flußpferd bey dem Triumph des Augustus über die Cleopatra, 5 unter Commodus, die er selbst umgebracht habe; mehrere nebst Crocodillen unter Antoninus Pius, Gordianus, Heliogabalus und Carus. Die Lust der Römer, ungeheure Thiere in Spielen zu sehen, hat dieselben aus den näher gelegenen Gegenden schon frühzeitig vertrieben. So klagt schon der Redner Themisius unter Julian, daß die Elephanten in Libyen, die Löwen in Thessalien, die Flußpferde in den Sümpfen des Nils selten würden. Es habe vorstehende Zähne wie der Eber und der Elephant, und wütthe damit, wie das Crocodill, auch gegen Wasser- und Landthiere; daher der Glaube bis in die spätere Zeit, daß es auch Fleisch fresse, was, wie man jetzt weiß, der Wahrheit nicht gemäß ist. Später haben nur Oppian, Ammian Marcellin und Achilles Tattius von Alexandrien dieses Thieres gedacht, und der letztere erzählt, daß man es in Gruben fange, die man an seinem Wege mache, während es das Getraide abwaide; es sey sehr gefräßig und zerstöre in einer Nacht einen ganzen Acker. Das Leder und die Zähne wurden schon damals von den Aethiopiern mit Elfenbein und den Hörnern des Nashorns nach Aegypten, Griechenland u.s.w. in den Handel gebracht. Die Zähne wurden wie Elfenbein verarbeitet, selbst in Kunstwerken. Cosmas der Indienfahrer hat im sechsten Jahrhundert eine Menge dergleichen Zähne in Aegypten

und Aethiopien gesehen, zum Beweise, daß sie theuer bezahlt und daher sorgfältig gesammelt wurden. Einer wog 13 Pfund.

Im Mittelalter haben Isidor von Sevilla, Vincenz von Beauvais und Albertus Magnus nur die Alten abgeschrieben, und zum Theil mißverstanden.

Nach Erfindung der Buchdruckerkunst hat Belon zuerst wieder ein Flußpferd zu Constantinopel gesehen, ihm fünf Zehen gegeben, und es mit einem Crocodill im Maul abgebildet nach dem Colos in Rom, welcher den Nil vorstellt. Es gibt auch eine Münze von Hadrian, worauf sich das Thier findet. Gesner hat beide nachgestochen, S. 494. Es kommt auch noch auf vielen andern Münzen vor, zum Theil unter dem Namen Flußschwein (Choeropotamus), ohne vorstehende Zähne, daher man glaubt, daß das Weibchen vorgestellt werde; Schneider theilt mehrere dergleichen Abbildungen auf Gemmen u.s.w. mit, Taf. 3. Später hat Prosper Alpinus, der selbst in Aegypten und Aethiopien war, wieder Nachrichten und Abbildungen davon gegeben. (Hist. nat. aegyp. 1735. 245. tab. XXII.)

Der erste aber, welcher eine sehr genaue und umständliche Beschreibung nach dem Thiere selbst gegeben hat, ist der neapolitanische Arzt Zerenghi in seinem Abriss der Chirurgie, 1603. 4. S. 55.

Er hat selbst zwey lebendig bekommen in der Nachbarschaft von Damiate. Um ein Flußpferd zu bekommen, stellte ich, am 20. Juli 1600, Leute an dem Nil auf. Sie sahen zwey herausgehen, und machten sodann hinter ihnen einen großen Graben, den sie mit Aesten, Kräutern und Erde bedeckten, worein die Thiere wirklich des Abends fielen. Ich gab ihnen 3 Schüsse in den Kopf, worauf sie fast augenblicklich starben, und ein Geschrey hören ließen, fast wie das Brüllen des Büffels oder das Biehern des Pferdes. Es war ein Männchen und ein Weibchen. Ich ließ die Häute abziehen und salzen, und brauchte zu jeder Haut 4 Centner Salz. Man füllte sie mit Zuckerrohr aus, schaffte sie nach Cairo, und im Jahr 1601 nach Rom, wo sie Aldrovand sah, und in seinem Werk abbildete.

Die Haut ist sehr glatt, hart und undurchdringlich, außer

wenn sie eingeweicht wird. Der Rachen ist nicht mittelmäßig, wie die Alten sagten, sondern ungeheuer groß; auch sind die Füße nicht in 2 Klauen gespalten, sondern in 4. Das Thier hat auch nicht die Größe des Esels, sondern ist größer als ein Pferd und selbst als der größte Büffel; der Schwanz ist nicht wie bey dem Schwein, sondern eher wie bey der Schildkröte, aber viel dicker; die Schnauze oder Nase ist nicht in die Höhe gerichtet, sondern wie bey dem Büffel, aber viel größer; es hat keine Mähne wie das Pferd, sondern nur einige kurze und sehr zerstreute Haare; es wiehert nicht, sondern seine Stimme ist ein Mittelding zwischen dem Plärren des Büffels und dem Wiehern des Pferdes; es hat keine vorspringenden Zähne, denn obschon sie sehr groß sind, so werden sie doch von den Lippen verdeckt, wann das Maul geschlossen ist. Die Aegyptier nennen es Foras el bar, was Meerpferd bedeutet.

Die Länge des Leibes war 11 Schuh, der Umfang 10; der Widerrist $4\frac{1}{2}$, Umfang der Vorderfüße eben 2 Schuh 9 Zoll, unten 1 Schuh 9 Zoll, Länge 1 Schuh 10 Zoll, die Zehen mit den Klauen $4\frac{1}{2}$ Zoll, die Klauen so breit als lang, 2 Zoll. Es hat 4 Zehen und so viel Klauen; Schwanz 11 Zoll, Umfang der Wurzel 1 Schuh; am Ende 3 Zoll. Er ist nicht ganz rund, sondern von der Mitte an breit, wie ein Nalischwanz mit einigen runden, weißlichen Schuppen wie Linsen; ebenso auf den Schenkeln, an der Brust, dem Hals und an einigen Stellen des Kopfes. Kopflänge 2 Schuh 4 Zoll, Umfang 5 Schuh 8 Zoll, Ohren 2 Zoll 9 Linien lang, 2 Zoll 3 Linien breit, etwas zugespitzt, und innwendig mit kurzen, feinen Haaren besetzt; Augen $2\frac{1}{4}$ Zoll, Nasenlöcher $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, 15 Linien breit, Rachenweite $1\frac{1}{2}$ Schuh; die Haut auf dem Rücken 1 Zoll, am Bauche 7 Linien. Getrocknet ist sie so hart, daß keine Kugel durchgeht. Die Einwohner machen große Schilder daraus und schneiden sie auch in Riemen, welche sie gebrauchen, wie wir die Farrenschwänze. Auf der Hautfläche stehen hin und wieder einige blonde Haare, die man, ohne genauer zu sehen, nicht bemerkt; auf dem Halse gibt es einige dickere, welche einzeln mehr oder weniger weit von einander stehen; auf den Lippen aber bilden sie eine Art

Schnurrbart, von denen ihrer 10—12 dicht beysammen an mehreren Orten stehen. Sie sind gefärbt wie die andern, aber dicker, härter und ein wenig länger; die größten jedoch keinen halben Zoll.

Die Zahl der Zähne ist 44 (?) von sehr verschiedener Gestalt, und so hart, daß sie Feuer geben, besonders die Hauer. Bey geschlossenem Maul steht man keinen wegen der ungeheuren Lippen. Die Gestalt des Thiers ist ein Mittel Ding zwischen der des Büffels und des Schweins; die Färbung dunkel oder schwärzlich. Es soll nur ein Junges werfen, Fische, Crocodile und selbst Mas fressen; indessen frisst es Reis, andere Körner u. dergl., obschon seine vordern Zähne gar nicht zum waiden, sondern andere Thiere aufzufressen, geformt zu seyn scheinen. Das Männchen ist in allen Theilen um $\frac{1}{2}$ größer. Die Abbildung ist leider nach dem ausgestopften Exemplar gemacht.

Fabius Columna hat seine Beschreibung und Abbildung nach demselben Exemplar gemacht, die Zähne jedoch genauer beschrieben; vorn im Unterkiefer 6, wovon die 2 äußern $\frac{1}{2}$ Schuh lang, dreyeckig und $2\frac{1}{2}$ Zoll breit; Umfang 6 Zoll und rückwärts gebogen; die mittleren wenig vorragend, fingerlang, dreieckig und liegend; Backenzähne jederseits 7, kurz, dick und breit. Vorn im Oberkiefer ebenfalls 6, welche sich gegen die untern abschleifen; Backenzähne gleichfalls 7, aber die zwey vordern klein, rundlich und abstehend; die Vorderzähne schlagen Feuer, und daher wäre es wohl möglich, daß sie beym Kauen leuchteten, wenn sie das Thier weht, wie denn die Alten von ihm fabelten, daß es Feuer aus dem Rachen speye. Die Junge 6 Zoll lang. Aquatil. 1616. pag. 30. fig.

Kolbe hat es am Vorgebirge der guten Hoffnung gesehen. Es heißt daselbst See kuh, und kann sowohl im Wasser als auf dem Lande leben; um seinen Hunger zu stillen kommt es herauf, und waidet wie eine Kuh das Gras ab; dann begibt es sich wieder ins Wasser, um sich daselbst zu verbergen. Es ist ein großes und schweres Thier, welches schwarzbraun aussieht wie das Nashorn und demselben weder an Schwere noch an Länge etwas nachgibt; doch ist es wegen der sehr kurzen und dicken Beine

etwas niedriger. Der Kopf kommt eher mit einem Pferde- als einem Kuhkopf überein, jedoch ist er verhältnismäßig etwas kürzer und dicker, und hat sehr kleine Augen und Ohren. Das Maul kommt mit einem Ochsenmaul überein, indem es viel breiter ist als bey dem Pferde. Die Naslöcher sind groß und weit, und es bläst wie die Walfische das eingeschluckte Wasser wieder heraus, daß es gleich einem Springbrunnen in die Höhe fährt. Das geschieht allemal, wenn es den Kopf herausstreckt, oder auf die Graswaide gehen will. Die kurzen Füße sind überall gleich dick, unten nicht gespalten, sondern breit und rund, und mit einem nicht getheilten Hufe bedeckt, der aber 4 eingedrückte Spalten hat. Der Schwanz ist ganz kurz, wie bey einem Elephanten, und hat auch am Ende einige, aber kürzere Haare, sonst nirgends auf dem Leibe, als wenn sie mit Fleiß abgeschoren wären.

Im Unterkiefer stehen 4 große und hervorragende Zähne, welche zwar zum Abreißen des Grases helfen, das aber gleichwohl durch die Backenzähne muß kleiner gekaut werden. Außerdem jederseits 2 gerade und 2 krumme, so dick wie ein Ochsenhorn und $1\frac{1}{2}$ Schuh lang, wovon jeder 10 Pfund und mehr wiegt; sie sind kostbarer und theurer als Elfenbein, weil künstlich daraus gemachte Sachen nicht gelb werden, sondern weiß bleiben. Die 2 Euter stehen hinten und haben ganz kleine Striche. Ich habe 2 Junge gesehen, welche kaum so groß als ein Hammel, und doch 1 Centner schwer waren. Die Haut ist daumensdick, und läßt daher nicht leicht eine Kugel durch. Der einzige Ort, sie gehörig zu treffen, ist der Kopf, und zwar entweder an den Schläfen oder auf der Stirn gleich über dem Auge, wo kein Speck und Fleisch liegt. Dieses muß man genau beobachten und gleich losbrennen, so bald es den Kopf aus dem Wasser streckt, weil es sonst Geruch bekommt, untertaucht und sich etliche Tage lang nicht mehr zeigt: denn sie können gar wohl Hunger leiden und warten bis der Feind, durch Verdruß abgemattet, weggezogen ist. So bald der Schuß geschehen, taucht es zwar unter, aber man kann bald erkennen, ob es tödtlich verwundet ist oder nicht. War der Schuß nicht tödtlich, so bleibt das

Wasser trüb; im andern Fall färbt es sich mit Blut. Stößt man nun mit einem Widerhaken an einer langen Stange hinein, so kann man es ans Ufer ziehen. Geht es nicht, so sucht man einen Strick mit einer Schleife um den Kopf oder um ein Bein zu befestigen, wodurch der Sache bald abgeholfen ist.

Die abgezogene Haut weiß man hier zu nichts zu brauchen und läßt sie daher für die wilden Thiere liegen. Fleisch und Speck, der eine Hand hoch ist, wird abgeschnitten, eingefaszen und auf einem Wagen nach Hause geführt. Denn so viel bekommt man, indem das Thier 25—30 Centner liefert. Das Fleisch an den Füßen und den groben Knochen ist man gleich; das Fett schmelzt man aus, und braucht davon unterwegs an die Speisen, wie Reis, Klöße, mageres Hirschfleisch u. s. w. Fleisch und Speck werden für einen großen Leckerbissen und eine gesunde Speise gehalten; die Bauren verkaufen das Pfund nur aus Gefälligkeit an gute Freunde für $\frac{1}{4}$ Thlr. Wer einem ein Stück von etlichen Pfunden verehrt, von dem darf man sich wohl einbilden, daß er es aus besondern Ursachen gethan hat. Es ist auch, die Wahrheit zu sagen, wirklich ein vortreffliches Essen, besonders von einem nicht gar zu alten Thier, und wenn es nicht zu lange im Salze gelegen; man mag es frisch oder geräuchert kochen. Auch der Speck riecht nicht so widerwärtig wie der Schweinen Speck; noch weniger ist er ungesund. Ausgeschmolzen ist man ihn auch statt Butter auf Brod.

Ehemals waren sie häufig in einem See des Seeuhthals, unweit der Falso-Bay; sie sind aber jezt daselbst theils getödtet, theils ausgewandert, und finden sich nur weiter östlich. Vorgebirg der guten Hoffnung, 1719. 83. 167. T. VI.

Prosper Alpin war zwar schon 1580 in Aegypten, allein sein Werk kam erst 1735 heraus. Er sah zu Cairo vor dem Palaste des Vicekönigs zween ausgestopfte Bälge, wovon der eine fast so groß wie ein Elefant, der andere nur wie ein großes Schwein war; jenes die Mutter, dieses das ungeborene Junge. Sie wurde im Nil bey Damiata gefangen und starb nach einigen Tagen. Sie fressen alles, was die Rinder, jedoch versichern die Leute zu Damiata, daß sie auch Fleisch fressen.

Die Fäße nicht zwey, sondern vierspaltig. *Rer. aegypt.* 245. tab. 22—25.

Buffon stellte sodann 1764 alles zusammen, was bis auf seine Zeit von dem Thiere bekannt war. Es findet sich mit Gewißheit nur in Africa, und zwar in den größern Flüssen, im Nil, Senegal, wo sie Adanson sehr häufig sah, Gambia, Zaire, am Vorgebirg der guten Hoffnung und auch in mehreren Seen. Im untern Nil ist es ganz verschwunden, sowie in allen Flüssen, welche vom Atlas ins mittelländische Meer fallen. Es zeigt sich zuerst in Aethiopien, kommt bisweilen nach Ober-Aegypten und verwüset besonders die Weiskornfelder. XII. S. 22. T. 3., Ungeborenes; T. 4—6. Magen, Schädel und Zehen. Schreiber Taf. 318. Dalton, Skelet 1821. T. 5—7.

Von nun an kam das Thier unter die Beobachtung von wirklichen Naturforschern. Der erste war Sparrmann aus Schweden, welcher es am Vorgebirg der guten Hoffnung selbst gefangen hat, und zwar im großen Fischflusse in der Nähe von Hinter-Bruyntjeshöhe. An einer tiefen, eine Viertelstunde langen, meist von hohen Ufern umgebenen Stelle, wo es, nach Aussage der Wegweiser, Seefüße geben sollte, wurden die verschiedenen Wege im Schilfe, auf welchen diese Thiere aus dem Flusse zu gehen pflegen, mit Jägern besetzt; und Hottentotten mußten auf der Seite, woher der Wind kam, mit Klatschen und anderem Lärmen die Thiere aufschrecken und den Jägern zutreiben. Erst nachdem sie anderthalb Stunden lang in der äußersten Stille gestanden hätten, kamen die Thiere an und untersuchten die beiden Hauptposten, wo Sparrmann und sein Gefährte Zimmelman sich befanden. Sie hatten schon auf der andern Seite des Flusses bemerkt, daß man ihnen auflaure, und gaben durch Hin- und Herschwimmen, Schnauben, durchdringendes Grunzen oder Wiehern ihren Unwillen zu erkennen. Bey den Jägern schlug das Herz auf dem Anstand, da sie nunmehr jede Minute erwarteten, mit einer ungeheuern Bestie handgemein zu werden, welche einen Menschen mitten durchbeißen kann. Allein die Seefüße verließen sie wieder und bezeigten sich, wie

man später erfuhr, bey den Stationen der Bayern ebenso. Doch hörte man plötzlich einen Schuß von der Seite der Hottentotten, wodurch eine Menge Paviane aufgeweckt wurden, welche durch ihr Rufen und Antworten ein ganz lächerliches Getämmel verursachten. Dann wurde es wieder still, bis um 2 Uhr in der Nacht wieder ein Schuß fiel, worauf derselbe Lärm entstand. Den andern Morgen wußten die Hottentotten nicht, ob sie etwas getroffen hatten; auch konnte man keine Spur von einem verwundeten Thier entdecken, und daher zog man des Mittags zu einem andern kleinern Seekuh-Dämpfel, wo die von den Thieren betretenen Wege wieder besetzt wurden. Da lernten sie das Flusspferd bald mit der größten Lebensgefahr von einer andern vorher nicht bekannten Seite, nehmlich der Geschwindigkeit und des Muthes, kennen. Während sie von den Schnaken aufs fürchterlichste geplagt und mit ihrem Schnupftuch bedeckt saßen, kam eine Seekuh aus dem Wasser hervor und fuhr unter einer Art Geheul wie ein Pfeil auf sie zu. Als aber ein Bauer Feuer gab, kehrte sie schnell wieder ins Wasser zurück. Alles lief in der Dunkelheit davon und suchte, halb im Schlafe, an dem steilen Ufer hinauf zu klettern. Während sie in der Sicherheit über den Vorfall lachten und den Tag erwarteten, mischte sich das Brüllen der Löwen darunter.

Sie lauerten nun an einer andern Stelle, wo sie Spuren bemerkt hatten bey Tage, um die Thiere auf die Nase zu treffen, wann sie Athem holten. Die Kugel muß längs der Nasenhöhle ins Gehirn dringen, wenn sie tödlich seyn soll: allein sie hatten bald Wind davon, steckten die Nase nur aus dem Wasser unter herunterhängenden Zweigen, und begaben sich endlich auf die andere Seite des Flusses. In der Nacht steckte eine zu wiederholten Malen den Kopf über das Wasser und erhob ein grimmes und durchdringendes Geschrey, das ein Mittelbeing von Grunzen und Wiehern zu seyn schien, und sich mit hebrisch hörch höh-höh ausdrücken läßt; die zwey ersten Wörter langsam, heißer, aber durchdringend und erschütternd, die letzten dagegen sehr geschwind und wichernd. Um 11 Uhr kam eine andere und fraß von den ins Wasser hängenden Zweigen, wie

auch kleines Gebüsch und Gras, das hie und da am Ufer stand. Am folgenden Tag setzten sie vergeblich einem Löwen und einer Hyäne nach, fiengen ein Waldschwein (*S. aethiopicus*) und schoßen ein Hirschthier (Antilope). Als aber die Hottentotten nach einigen Stunden es holen wollten, hatten die Adler schon den größten Theil verzehret. In der folgenden Nacht standen sie wieder auf ihren Posten, ohne etwas zu bekommen. Als sie aber bey Sonnenaufgang zu ihren Wagen gehen wollten, kam eine Seekuh mit ihrem Kalbe von einem andern Flusse, um sich in denjenigen zu begeben, welchen sie bewachten. Während sie an einer ziemlich steilen Stelle auf ihr träges und etwas hinkendes Kalb wartete, bekam sie einen Schuß in die Seite, worauf sie sich sogleich in den Fluß stürzte. Ein Hottentott wagte es, das Kalb anzupacken und am Hinterfuß zu halten, bis ihm andere zu Hülfe kamen, worauf es gebunden und mit vielem Frohlocken zu den Wagen getragen wurde. Es schrie wie die Schweine, wenn sie geschlachtet werden, jedoch gellender und durchdringender; suchte sich auch mit nicht geringer Stärke loszureißen, war aber dabey ziemlich unbeholfen. Seine Länge betrug $3\frac{1}{2}$, die Höhe 2 Schuh, obschon es nach Aussage der Hottentotten höchstens 2—3 Wochen alt seyn konnte. Als es losgebunden wurde, hielt es sich still, und nachdem die Hottentotten es mehrmals über die Nase gestrichen hatten, um es an ihre Ausdünstung zu gewöhnen, fieng es sogleich an, sich zu schmiegen. Es wurde gezeichnet und hernach gegessen. Das Fleisch und Fett war ekelhaft weichlich; das von den Alten aber ist sehr gut und gesund, besonders hält man die gallertartigen Füße für ein sehr leckeres Gericht, geräucherte Zungen selbst am Cap; sie sind 2 Schuh 2 Zoll lang. Die Haare des Kalbs sind $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll lang, straff und rothbraun, und wachsen theils in den Ohren, theils um das Maul und am Hintertheile des Halses, aber sehr dünn, indem sie $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{2}$ Zoll von einander stehen. Auch auf dem Rücken finden sich Haare, sind aber noch weiter auseinander und kürzer; die längsten sind an den Seiten des Schwanzes, welcher zusammengedrückt ist, d. h. oben und unten einen Rand hat, wie beym Nashorn. Die übrige Haut ist

ganz kahl. Die Hautzähne stehen schon $\frac{1}{2}$ Zoll vor. Bey ausgewachsenen wog einer der größten nur 6 Pfund 9 Unzen und war 27 Zoll lang. Ungeachtet dieser Länge sind sie von den Rippen bedeckt. Die Haut hat Aehnlichkeit mit der des Nashorns, ist aber fast dicker. Sie fressen nichts als Kräuter und Gras; auch gibt es da, wo sie vorkommen, nur wenige und kleine Fische. Sie gehen zwar bisweilen ins Meer, aber nur, weil sie beunruhigt werden, und sie kommen immer heraus, um zu weiden und süßes Wasser zu saufen. Sparrmann hat sie auch am krummen Flusse, Kamturflusse, in Krakamma am Strande gesehen.

Außer dem Schießen gräbt man ihnen auch Gruben, aber nur in der Regenzeit, weil während des Sommers der Boden zu hart ist. Mit vergifteten Wurfspeeren sie zu erlegen, soll den Hottentotten nie geglückt seyn, wohl aber bey den Elephanten und Nashörnern. Das Wohlfeilste ist immer die Kugel. Obschon sie nicht so schnell laufen können, wie andere große Thiere, so sind sie doch nicht so langsam und schwerfällig wie man sie macht. Sowohl die Colonisten als die Hottentotten halten es für gefährlich, einem auf dem Lande zu begegnen, zumal da ein solches Thier erst kürzlich einen Hottentotten mehrere Stunden lang verfolgt hat und ihm einige Mal vorn entgegen gekommen ist, so daß es ihm schwer geworden, sich vor ihm zu retten.

Das Kalb hatte 4 Mägen, jeder 7—9 Zoll lang und 3—5 dick; sie enthielten nichts als geronnene Milch, ein wenig Schlamm und einige Baumblätter. Därme 109 Schuh lang, Gallenblase 5 Zoll; das ovale Loch im Herzen noch offen; in der hintern Oeffnung des Leibes saßen eine Menge kleine Blutigel. Den Namen Flußpferd hat es wohl nur wegen seines Wieherns bekommen: denn seinem Bau und seiner Gestalt nach gleicht es mehr dem Schwein. Da sich das Thier bekanntlich zähmen läßt, so wäre es leicht nach Europa zu bringen; am besten kann man sie von dem Konapsflusse bekommen, wo sie, nach dem Berichte der Kaffern, in großem Ueberflusse seyn sollen. Die Kälber wären mit Milch aufzuziehen; sie sind gar nicht

leckerhaft; denn das gefangene fraß gleich einen frischen Ochsenstaden.

Die folgende Nacht lauerten sie wieder vergeblich. Sie zogen daher an den kleinen Fischfluß und jagten unterwegs Büffel, Kudu, Nashörner und Elenne; eine Seekuh war aber nicht gekommen: also mußte Sparmann Africa verlassen, ohne eine erwachsene recht gesehen zu haben. Reise 1784. S. 553. T. 13. 14.; das Alte von R. Forster hinzugethan.

Le Bailly war glücklicher am großen Fischflusse, wo die Hottentotten oft Tritte gesehen haben wollten. Sie schlugen sich endlich mit einem mehrere Stunden lang in der Mitte des Flusses herum, bis es erlegt wurde. Es war ein Weibchen, 10 Schuh 7 Zoll lang; 8 Schuh 11 Zoll Umfang; die gebogenen Hauer nur 5 Zoll lang und 1 Zoll dick. Im Magen Blätter, etwas schwach gekautes Schilf und einige Stücke von Zweigen, so dick wie eine Feder. Das Fleisch wurde gegessen. Es ist sehr schmackhaft, und noch mehr als Elefantfleisch. Das Fett hat nichts Unangenehmes, und die Hottentotten tranken es wie Fleischbrühe. Aus der 2 Zoll dicken Haut schneidet man viereckige und 6 Schuh lange Peitschen oder sogenannte Schambocke. Sie brechen nie ab. Die beste Abbildung ist von Allamand in Buffons Supplem. III. tab. 4. 5. Voyage 1790. 8. I. 347.

Nach H. Lichtenstein sind sie jetzt fast in der ganzen Cap-Colonie vertilgt, und finden sich nur noch im Berg-Rivier gegen die Caffercy, wo sie nun geschont werden. Es gibt noch viele im Keiffi, Oranje-Rivier, Großen Fluß. Reisen I. 78. u. a.

In der Provinz Dongola bilden, nach Ruppell, die Flußpferdjäger eine eigene Rasse. Sie werfen ihr Wild mit einer Harpune bey Tag und bey Nacht an, doch lieber zu jener Zeit; weil sie dann den wüthenden Anfällen des gereizten Feindes entgehen können. An der Harpune ist ein Schaft, ein Strick und daran ein Klotz, der obenauf schwimmt und das Thier immer verräth. So nähern sie sich behutsam, wenn es auf einer kleinen Insel schläft, oder erlauern es des Nachts auf seinen Wegen zu den Saatsfeldern. In einer Entfernung von 7 Schritt

schleudert der Jäger die Harpune in das Thier; es flüchtet und verbirgt sich in den Furchen. Wenn das Thier den Jäger vorher erblickt, so dringt es bisweilen auf ihn ein und zermalmt ihn mit einem Mal in dem weiten Rachen, ein Vorfal, der während dieses Aufenthalts bey Schendi Statt hatte. Oft reizen ganz harmlose Gegenstände den Zorn des Thiers. So zerknirschte eines in der Gegend von Amara mehrere Stück Rindvieh, die bey einem Wasserrad angebunden waren. Ist das Thier glücklich angeworfen, so springen die Jäger in die Rähne, binden ganz behutsam ein starkes Seil an den Kloss, und fahren dann zu dem herbey eilenden größern Schiffe. Zieht man das Thier an, so wird es durch den Schmerz ganz wüthend und faßt bisweilen das Schiff mit den Zähnen, schlägt es auch wohl um oder zertrümmert es. Unterdessen bleiben die Jäger nicht müßig, sie werfen ihm noch 4—6 Harpunen ein und ziehen es an das Schiff, wo sie ihm den Schädel einschlagen oder das Nackenband durchschneiden. Da man die Fleischmasse nicht ins Schiff schaffen kann, so schneidet man sie in Stücke und zieht sie aufs Land. Uebrigens sind sie selten. In der ganzen Provinz werden des Jahrs kaum 1—2 getödtet; von 1821—23 9, wovon 4 durch die Hände von Rüppell giengen. Das Fleisch junger Thiere ist sehr schmackhaft. Ausgewachsene sind sehr fett, und werden 4—5 Dhsen gleich gerechnet. Die Haut wird bloß zu Peitschen (Kurbatsch) verarbeitet; eine einzige gibt 350—500. Die Zähne werden nicht benutzt.

Ein Männchen, das ganz alt zu seyn schien, maasß 13 Schuh; die krummen Hauer 26 Zoll. Sie kämpften mit ihm 4 Stunden lang und zwar während der Nacht. Es stürzte sich auf den Kahn, welcher den Strick an den Kloss binden wollte, riß ihn unter das Wasser, und die beiden Jäger entkamen mit großer Noth. Sie schoßen 25 Kugeln in einer Entfernung von 5 Schuh auf den Kopf desselben, und davon hatte nur eine den Knochen bey der Nase durchbohrt; bey jedem Schnauben spritzte es Blutströme auf das Schiff; alle anderen Kugeln waren in der dicken Haut stecken geblieben. Sie schoßen endlich 5 Kugeln aus einem Standrohr, und dann erst war es todt. Es schleppte

das Schiff in allen Richtungen durch den Strom, und es war damit bereits in einem Labyrinth von gefährlichen Klippen, als es glücklichweise gerödet wurde. So große Thiere können die Einwohner nicht tödten, weil sie kein Standrohr haben. Sie sind wegen ihrer Gefräßigkeit eine wahre Landplage; und man hat kein Mittel, sie von den Pflanzungen abzuhalten: alles was man thut, ist in der Nacht mit einer kleinen Trommel zu lärmern und stellenweise Feuer zu unterhalten. An einigen Orten sind sie so kühn, daß sie nur dann ihren Waidplatz räumen, wenn eine große Anzahl von Menschen mit Stöcken auf sie zukommt. Reisen 1829. 52.

Man hat allgemein dieses Thier für den Behemot der heiligen Schrift gehalten, welchen Hiob Cap. 40. v. 15—19. beschreibt. Kürzlich hat aber ein Engländer es höchst wahrscheinlich gemacht, daß dieser Behemot eine große Art von Büffel ist, welche damals nicht bloß in Aegypten, sondern auch im heiligen Lande gelebt hat.

2. G. Die eigentlichen Schweine oder Säue (Sus), Cochon, haben 2 Paar gespaltene Hufe hinter einander, wie die Rinder, aber höckerige Schmelzzähne, vorstehende Eckzähne, wovon die obern sonderbarer Weise sich meistens umkehren und nach oben wachsen, Schneidzähne oben und unten, die letztern liegend wie Nagzähne; die Nase rüffelartig.

Bey keinem Thiergeschlecht wechselt der Bau und die Zahl der Zähne so sehr wie bey den Schweinen, so daß man sie deshalb in mehrere Geschlechter getrennt hat, die wir aber beysammen lassen.

Sie finden sich auf der ganzen Erde, die meisten jedoch in heißen Ländern und lieben vorzüglich die Sümpfe, und deren Schlamm, in dem sie sich gern wälzen. Sie sind alle mit Borsten bedeckt, haben einen mäßigen, beweglichen Rüffel, lange Ohren und einen kurzen und dünnen, oft schneckenförmig gewundenen Schwanz. Die Schweine gehören zu den wunderlichsten Thieren, sowohl hinsichtlich ihrer barocken Gestalt, als ihrer schmutzigen Lebensart und ihres rücksichtslosen, groben und stoßen-

den Betragens. Sie lernen durchaus nichts, sind zu gar nichts zu brauchen als zum Essen; kümmern sich nicht um den Menschen, außer indem sie heulend etwas verlangen. Die fremden Gattungen weichen außerordentlich von einander ab; sie haben bald Fleischauswüchse im Gesicht, bald große Fettdrüsen auf dem Kreuz, bald ganz sonderbar mit einander verwachsene Backenzähne, bald ungeheure und spiralförmig gewundene Hautzähne, bald nur 3 Hufe, bald keinen Schwanz. Sie haben eine Menge Ernährungsorgane und werfen ungemein viel Junge, gewöhnlich 8—12, oft auch noch mehr.

a. Man sondert die gemeinen Schweine, welche hürkerige Backenzähne haben, überall 6—7, und wovon der hintere viel größer ist, von den andern ab. Darunter gehört auch unser

1) gemeines (S. scrofa),

hat dreyeckige Hautzähne, die oben aufwärts gebogen.

Man unterscheidet das wilde und das zahme.

a) Das Wildschwein (S. scrofa aper), Sanglier, ist in Europa allgemein bekannt als die Stamm-Mutter unseres zahmen Schweins; es ist aber stärker, die Borsten sind schwarz und die dreyeckigen Hautzähne sind sehr stark. Es findet sich bis tief in Rußland hinein, aber nur in den gemäßigten Gegenden; nicht in Schweden und auch nicht in England.

In Deutschland sind sie noch sehr häufig, gewöhnlich in feuchten Wäldern und in Rudeln von 30—40 Stück. Ihr Lager ist ein aufgewähltes Loch, das sie mit Reifig, Laub und Moos ausfüllen. Ihr eigentliches Futter sind Eicheln, Bueheln, wildes Obst, Haselnüsse, Trüffel, aber auch Insecten und selbst Aas; im Sommer werden sie nicht selten den Wiesen und Feldern sehr schädlich, weil sie jene ganz durchwählen, und hier das Getraide, Erbsen, Linsen, Kraut und Rüben zerstören. Im Ganzen sind sie furchtsam. Sehen sie einen Menschen, so bleiben sie plötzlich stehen, sehen ihn eine Zeit lang an, und laufen endlich davon, wenn er näher kommt. Die Jungen sind der Länge nach weiß gestreift und heißen Frischlinge. Im fünften Jahr sind sie ausgewachsen. Sie leben 20—25 Jahre. Die Paarungszeit fällt in den December; der Wurf erfolgt nach 4 Monaten,

gewöh
Ernäh
Heerde
ist nich
los,
durch
fordere
wird
kann
Umfan
Bra
h
u
großer
halbw
I
unnöt
bekan
eine
Zeiten
für d
Schw
würdi
bey a
bey
nicht
und
gleich
recht,
ders
sogar
krank
allem
Nach
nicht
stens

gewöhnlich 4—8, auch wohl 12, und so viel haben sie auch Ernährungsorgane. Nach 2 Monaten führt sie die Mutter zur Heerde. Die Jagd dauert von St. Galli bis Dreykönig, und ist nicht ganz gefahrlos. Verwundet rennen sie auf den Feind los, und hauen mit ihren Zähnen seitwärts in die Höhe, wodurch sie manchem Hund den Leib aufreißen. Die Saujagd erfordert überhaupt viel Geschicklichkeit und Muth. Ihr Fleisch wird für gesünder gehalten, als das der zahmen. Ein Eber kann $2\frac{1}{2}$ Centner wägen und 5 Schuh 8 Zoll lang werden; im Umfang 4 Schuh. Buffon V. 99. T. 14. Schreber T. 320. Brandt und Rabeburg, med. Zool. I. T. 11.

b) Das zahme Schwein (*S. scrofa*)

unterscheidet sich eigentlich nur durch hellere Farben in großen Plätzen, entweder ganz weiß, oder halbweiß und schwarz, halbweiß und roth, und durch größere schwankende Ohren.

Dieses Thier ist so gemein und jederman so bekannt, daß es unnöthig wäre, weitläufig davon zu reden. Auf dem Lande hält bekanntlich jede Haushaltung einige Schweine, und die Gemeinde eine Heerde mit einem Eber, welche an gelegenen Orten und Zeiten in den Eichwäldern überwintern. Die Eichelmast wird für die beste gehalten, und daher wird oft viel bezahlt, um ein Schwein in diesen oder jenen Wald zu bringen. Eine Merkwürdigkeit bleibt immer ihr Fett, nemlich der Speck, wie er bey andern Thieren nicht vorkommt, außer einer Annäherung dazu bey den pflanzenfressenden Walen. Die Hautzähne werden nicht besonders groß, und ragen bey dem weiblichen Schwein und dem verschnittenen kaum hervor. Keinem Thier ist es so gleichgültig, was es frisst, wie dem Schwein; es ist ihm alles recht, wenn es nur verdaut werden kann, Obst, Wurzeln, besonders Erdäpfel, Würmer, Larven, Gedärm; manchmal fressen sie sogar ihre eigenen Jungen, was vielleicht geschieht, wenn diese krank sind und unaufhörlich schreyen. Zu Haus werden sie mit allem gefüttert, was aus der Küche und vom Tisch abfällt. Nach 2 Jahren sind sie reif; nach 7 Jahren aber zur Zucht nicht mehr tauglich; sie werfen, nach ungefähr 4 Monaten, meistens 6—10 Junge im Frühjahr, nicht selten zweymal. Diese sind

nicht längs gestreift, sondern haben schon ihre gewöhnliche Farbe. Ein Theil wird als Spanferkel gegessen, ein anderer Theil im Frühjahr oder Herbst verschnitten, weil sie sich auf diese Art besser mästen lassen. Eine Merkwürdigkeit ist es noch, daß bey keinem Thiere so viele und so sonderbare Mißgeburten vorkommen, wie bey den Schweinen. Obschon sie sehr unreinlich sind, müssen sie doch einen trockenen Stall haben.

Das zahme Schwein ist jetzt über die ganze Welt verbreitet, und in America sogar verwildert. Die Mahometaner und die Juden essen das Fleisch nicht; die Chinesen dagegen halten eine Menge Schweine. Sie sind ein wenig kleiner als die unserigen, 3 Schuh 8 Zoll lang, haben kürzere Füße, weißes und zarteres Fleisch, und sind unter dem Namen der stamischen Schweine bekannt. Auch die Neger halten eine Menge Schweine, so daß also diese Thiere in den heißesten wie in den kältesten Gegenden aushalten. Sie sind gewöhnlich $4\frac{1}{2}$ Schuh lang und gegen $2\frac{1}{2}$ hoch, und wägen etwa $1\frac{1}{2}$ Centner. Buffon V. S. 99. T. 16., Verrat. Schreber T. 321.

2) Interessant ist der sogenannte Hirscheber (S. baby-russa),

mit höheren Beinen als die andern, und sonderbar verlängerten, dünnen, nach hinten gebogenen Hauern.

Dieses Thier, welches sich in den sumpfigen Wäldern der indischen Inseln findet, ist schon seit einigen Jahrhunderten bekannt; und es gibt wohl kaum ein Naturalienecabinet, worinn man nicht einige Schädel davon hätte, so häufig sind dieselben nach Europa gebracht worden. Um so mehr muß man sich wundern, daß nie das Thier selbst, oder sein Balg in unsern Welttheil gekommen ist, und auch in Ostindien kein Naturforscher so glücklich gewesen war, es zu sehen.

Man hat schon Spuren bey den Alten von diesem Thiere finden wollen, vielleicht in dem Schwein des Plinius, auf dessen Stirn zwey Hörner, wie bey dem Kalbe, stehen, und außerdem Hautzähne (VIII. 52.). Cosmas, der Einsiedler, sagt: er habe das Thier gesehen und davon gegessen. Eine Abbildung von demselben hat Piso, der Herausgeber des Werkes von

Bontius, gegeben nach Zeichnungen, die er aus Indien erhalten hat. Es gleicht aber mehr einem Windhund als einem Schwein. Nach ihm soll sich das Thier bloß auf der Insel Boero, 30 Meilen von Amboina, finden. Hist. nat. ind. p. 61.

Auch Rumpf hat allerley und bessere Notizen in seinem Herbarium von Amboina mitgetheilt, und Valentyn erzählt Folgendes von ihm: Längs dem Rücken sind einige weiche Borsten, am übrigen Leibe aber nur eine Art Wolle, wie bey Lämmern; der Schwanz lang, endigt in ein Haarbüschel und ist oft gedreht; der Leib plump und vierschrötig, nicht so schlank und zierlich, wie ihn Bontius und Nieuhof machen. Es findet sich nicht auf dem festen Lande von Indien, lebt in Heerden, hat einen sehr guten Geruch, frist Pflanzen und Laub, verheert nie die Gärten. Werden sie verfolgt, so stürzen sie sich in der Noth ins Meer, schwimmen recht gut, tauchen sogar, und wandern so von einer Insel zur andern. In den Wäldern sieht man sie oft ruhen, und zwar, indem sie ihre Oberhauer an irgend einen Ast aufhängen. Bisweilen werden sie auch auf einigen Inseln zahm gehalten. Ihr Fleisch ist sehr schmackhaft, ihre Hauer aber nützen ihnen nichts im Gesecht, wegen ihrer unpassenden Form. Valentyn, Ind. III. 268.

Buffon und Daubenton haben bloß den Schädel beschrieben und abgebildet. XII. 379. Taf. 48; später das Thier, Suppl. III. tab. 12.

Pennant hat eine, wie es scheint, ziemlich richtige Abbildung von einem Herrn Poken bekommen. Quadrupeds I. 1793. 148. tab. 28., deutsch 141. T. 18. Schreber T. 328.

Mit der schlechten Abbildung des Piso, die fast einem Windhund gleicht, und den spätern, nicht viel bessern, mußte man sich bis vor wenigen Jahren begnügen, wo nemlich Merkus, der holländische Gouverneur, den Naturforschern Duoy und Gaimard auf der Weltumseglung unter D'Urville ein Paar solcher Thiere gab.

Man hielt sie auf der Insel Celebes, und D'Urville machte deshalb einen Umweg von mehr als 100 Stunden. Der Capitain Lang, Director der Artillerie auf Amboina, schenkte ihnen

ein Junges. Auf diese Weise kamen zuerst Bälge und ganze Skelete nach Europa.

Auf den Molucken sind sie nur im wilden Zustande, und man kann ihnen ihre Rohheit nur einigermaassen nehmen, wenn man sie ganz jung fängt. Dann sehen sie auch ganz aus wie die gemeinen Schweine. Sie lernen ihre Pfleger kennen, und bezeigen ihre Dankbarkeit durch Schütteln der Ohren und des Schwanzes. Auf Celebes finden sich am meisten, und die Rajahs sehen großen Werth darauf als Gegenstand der Wißbegierde; sie ziehen sie daher auf, um damit Geschenke zu machen. Die drey oben genannten sind selbst an Ort und Stelle werth 3000 Franken.

Das Paar, welches nach Paris gebracht wurde, hatte sich sehr gern. Das Weibchen blieb immer wilder als das Männchen; als man das letztere messen wollte, kam jenes immer von hinten her, um in die Kleider zu beißen. Sie sind sehr empfindlich gegen Kälte, zittern und ducken sich; in Frankreich steckten sie sich selbst im Sommer unter Stroh. Am 11. März warf das Weibchen ein dunkelbraunes Junges, und seitdem war ihm nicht mehr zu trauen. Es hat mehreren die Kleider zerissen, und selbst in die Hände gebissen.

Das Babyrussa frisst alles, wie das gemeine Schwein, und nagt selbst Knochen, die es mit den Vorderfüßen hält, wie die Hunde; lieber sind ihm aber die Erdäpfel und Mehl in Wasser. Das Geschrey gleicht nicht ganz dem des Schweins; es ist weniger stark, hält aber länger an. Um sich zu vertheidigen, schlagen sie oft und rasch die Schnauze in die Höhe.

Sie sind nicht so hochbeinig, wie man sie gemacht hat. Die Gestalt ist walzig und dick, der Kopf klein, die Schnauze sehr spizig, die Ohren klein, spizig und aufrecht. Die obern Hauhähne durchbohren die Haut der Schnauze, indem sie nach oben wachsen, und bisweilen dringen sie selbst in das Fleisch der Stirn ein; die Hufe an den Füßen weichen nicht ab; der Schwanz ist dünn, nackt, mit einem kleinen Haarbüschel am Ende; er dreht sich nicht wie beym Schwein.

Die Haut ist rauh, dick, macht Falten zwischen den Ohren

und
mit f
und
ten f
des f
zig f
ein f
Hauz
Haut
Kopf
2 Zol
125.
Schw
meine
Asterl
einen
Fett,
ausfi
rica
beschr
denfelf
Kiefer.
300
verthe
beißen
man
das f
De

und auf den Backen; der Kopf ist braun, die Ohren schwarz mit kurzen Haaren. Der ganze Leib ist mit ziemlich zerstreuten und sehr kurzen Haaren besetzt, welche aus Höckern oder Falten kommen, wodurch sie Aehnlichkeit erhält mit der Haut des Flusspferdes und des Elephanten. Der ganze Leib ist schmutzig braun; Kehle und Bauch röthlich; auf dem Rückgrath ein blonder Streifen, in welchem mehr Haare stehen. Die Hautzähne des Weibchens sind sehr kurz, stechen kaum aus der Haut hervor.

Länge des Männchens 3 Schuh $2\frac{1}{2}$ Zoll, Schwanz 11 Zoll, Kopf $10\frac{1}{2}$ Zoll, Ohren 2 Zoll lang und 3 breit, Höhe 2 Schuh 2 Zoll, Umfang $3\frac{1}{2}$ Schuh. D'Urville, voyage 1830. I. 125. tab. 22. 23.

3) In Südamerica, von Mexico bis Paraguay, gibt es Schweine, welche ziemlich dieselben Zähne haben, wie das gemeine, aber nur ganz kurze Eckzähne, und hinten keine äußere Afterklaue; der Schwanz fehlt, auf dem Kreuz aber haben sie einen Drüsenbalg, so groß wie ein Apfel, mit gelblichweißem Fett, welches von Zeit zu Zeit aus einer federkielblcken Oeffnung ausfließt. Man nennt sie

Bisam- und Nabelschweine (Dicotyles), Tajasu.

Diese Thiere wurden gleich nach der Entdeckung von America unter dem Namen Pecari und Tajasu von allen Reisenden beschrieben, indem sie natürlich durch ihre Menge auffielen und denselben sehr nützlich waren.

Man unterscheidet jetzt 2 Arten:

a) Das weißlippige (*Sus labiatus*), Tagnicati,

ist etwas größer, mehr braun und hat einen weißen Unterkiefer.

Sie halten sich schaaarenweise in den Wäldern auf, 2 bis 300 beisammen, und sind die häufigste Art in America. Sie vertheidigen einander, umringen die Hunde und Jäger und beißen dieselben. Sie werfen des Jahrs nur einmal, und, wie man sagt, nur zwey.

Es ist 38 Zoll lang, der Schwanz 2, Umfang 24, Höhe 24; das Ohr gerade, 3 Zoll lang, 2 breit. Oben 2 dicke Schneid-

Teens allg. Naturg. VII.

zähne; seitwärts daran noch ein kleiner; Eckzahn 1 Zoll, gerade, das Thier kann sich damit wehren; unten 4 Schneidezähne, walzig, größer und länger, daneben ein kleiner, der Eckzahn 15 Linien lang; überall 6 Backenzähne. Zwischen den Ohren sind die Borsten $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, und so werden sie auf dem Rückgrath immer größer, bis sie auf dem Kreuze $6\frac{1}{2}$ Zoll messen, platt, an der Wurzel weiß, das übrige schwarz; der ganze Unterkiefer weiß, und auch die Oberlippe bey beiden Geschlechtern. Azara bekam in Paraguay ein Junges am Ende April, 14 Zoll lang; konnte nicht fressen und starb; grunzte wie ein anderes Ferkel. Azara I. 25. Wied, Beyträge II. 564. Abb. S. 15.

b) Das B.-Schw. mit dem Halsband (*Sus torquatus*), Taytetu, Pecari, Paquira,

kleiner und etwas voller, graulichbraun, mit einem weißlichen Band von der Kehle zur Schulter. Buffon X. 21. T. 3-13. Schreber T. 325. Tyson, Phil. Tr. 1683. 359. Baddam abr. II. 218. tab. 7.

Länge 34 Zoll, Schwanz kaum 1, Höhe 23, Umfang 25; die Eckzähne 3 Linien kürzer, die Borsten zwischen den Ohren nur $3\frac{1}{2}$, hinten 5 Zoll lang, aber mehr gedrängt, rauh, liegend und rund. Der Saft, welcher aus der Kreuzblase sickert, hat einen angenehmen Bisamgeruch, beym vorigen dagegen gar keinen.

Der weiße Streifen vom Halse zur Schulter ist 1 Zoll breit, sonst ist die ganze Färbung schwärzlich. Jede Borste ist nehmlich abwechselnd weiß und schwarz, mit schwarzer Spitze. Azara I. 31. Fr. Cuvier, Mamm. Livr. V. 1819.

Der Prinz v. Wied hat diese Thiere, beide Arten, ebenfalls in Brasilien unterschieden. Azaras Taytetu ist daselbst nicht so gemein wie in Guyana und näher am Aequator; in der früheren Jugend soll es völlig rothbraun seyn; erst später bekommt es den weißen Streifen hinten um den Hals.

Es lebt nicht in großen Heerden, sondern einzeln und in kleinen Gesellschaften, und soll sich am Tage gewöhnlich in dichten Gebüsch zwischen umgefallenen Bäumen, ja selbst in hohlen

Bäumen verbergen. An der Dilküste ist es etwas häufiger als im Innern. Sie werden mit Hunden gejagt.

Das *Tagnicati*, oder das größere, ist das gemeinste und zahlreichste in den östlichen Wäldern von ganz Brasilien, oft in Rudeln von 50—60, so daß es leicht ist, in einem Tag über ein Duzend zu schießen. Es gibt nur diese zwey Arten wilder Schweine in Brasilien. Sie sind ein Hauptgegenstand der Jagd der Wilden. *Bevträge II. 556.* Rengger stimmt damit überein. *S. 319.*

4) In Africa gibt es sehr mißgestaltete Schweine mit sehr breitem Rüssel und ungeheuern runden Hauern, nebst vier großen Fleischlappen auf den Backen. Bey den Backenzähnen kommt eine höchst merkwürdige Abweichung vor: es ist, als wenn sie weich geworden, und sodann mit einander verwachsen wären; wesentlich kann man aber das Gebiß des gemeinen Schweins darinn finden, die Warzenschweine (*Phacochoeres*). *Fr. Cuvier, Mém. Mus. VIII. 1822. 450. tab. 23.*

Man unterscheidet 2 Arten, welche aber unter einander vorkommen, von der Cap-Colonie an bis zum grünen Vorgebirg, und von da queer nach Osten bis Aethiopien; sie sind vielleicht nur Altersunterschiede.

a) Das am Vorgebirge der grünen Hoffnung (*S. africanus*) hat oben zwey, unten sechs Schneidezähne und Hauer über $\frac{1}{2}$ Schuh lang, und ist noch nie lebendig in Europa gewesen. Man hat nur hin und wieder einen Schädel davon, und zwar sowohl vom grünen, als vom Vorgebirg der guten Hoffnung. *Buffon XIV. 409. XV. 148.* Sauglier du Cap vert; *Pennant I. 138.* *Fr. Cuvier, Mém. Mus. 452. t. 23. fig. c. d.*

Rüppell hat dieses Thier häufig in Abyssinien bemerkt, und nach Frankfurt geschickt, wo es von Erehschmar beschrieben und abgebildet worden unter dem Namen *Aelian's Schwein* (*S. aeliani*), weil man glaubt, daß es dessen vierhörntiges Schwein aus Aethiopien sey. (*Nat. an. XVII. cap. 10.*) *Atlas Heft 11. S. 61. Taf. 26.* Ehrenberg, *Symbolae tab. 20.*

b) Dem vom Vorgebirg der guten Hoffnung (*S. aethiopicus*) fehlen die Schneidzähne.

Es sind Thiere so groß wie unser Eber, von denen früher keines nach Europa kam, man wußte daher auch von ihrer Lebensart nicht viel. Das einzige lebendige Stück schickte 1765 Dulbagh, Gouverneur vom Cap, nach Holland, wo es mehrere Jahre lebte und sich in jeder Hinsicht wie unsere Schweine betrug. Es wurde 200 Stunden von der Capstadt, gegen die Cafferey, gefangen, und heißt daselbst Hart- oder Schnellläufer. Es war fast 5 Schuh lang, 2 Schuh 2 Zoll hoch, der Rüssel fast 7 Zoll breit. Es paarte sich nicht mit dem gemeinen Schwein. Pallas, *Spic. zool.* II. 1767. 3. tab. 1. Vosmaer, *Sangler à large groin.* Buffon, *Suppl.* III. 76. Taf. 11.

Sparmann hat nachher diese Schweine in der Nähe des Sonntagsflusses, wo sie Waldschweine (*Bosch-Varkens*) heißen, genau zu beobachten Gelegenheit gehabt. Sie sind gelb, leben in Erdhöhlen und sind sehr gefährlich, indem sie wie ein Pfeil auf die Menschen loschießen, und mit ihren 9 Zoll langen Hauern ihnen den Bauch aufreißen. Sie sind heerdenweise beisammen, und auf der Flucht nimmt jedes ein Junges in den Rachen, was höchst sonderbar aussieht. In Kamdebo haben sie mit gemeinen Schweinen fruchtbare Junge hervorgebracht. Sie haben 4 Auswüchse am Kopf, der unter jedem Auge 2 Zoll lang und breit, der unter den Mundwinkeln rund und 1 Zoll dick. Das Fleisch schmeckt wie bey gemeinen Schweinen. *Reise* 350. *Le Baillants Reise*, übersetzt von Forster III. 254. Taf. 8.

Dieses sind nun die eigentlichen Schweine mit höckerigen und gewölbten Backenzähnen; es gibt aber auch andere, deren Backenzähne eine tiefe Quersfurche, und deshalb 2 scharfe Kanten haben.

b. Die *Tapire* (*S. tapir*)

haben 7 viereckige Backenzähne mit einer Quersfurche, sechs Schneidzähne und mächtige Eckzähne, aber einen langen, sehr beweglichen Rüssel, vorn vier Hufe, hinten fehlt die äußere.

1) Man kannte lang nur einen einzigen Tapir, nemlich den americanischen (*S. tapirus americanus*), welcher ziemlich die Größe eines Esels hat, wenig Borsten, eine Art steifer Mähne und einen 3 Zoll langen Schwanz; Färbung braun.

Diese Thiere kommen ebenfalls schon bey den ersten Reisenden nach America häufig vor, theils wegen ihrer Größe, theils wegen ihrer sonderbaren Gestalt, theils wegen ihrer leichten Jagd. Sie finden sich fast im ganzen heißen America, besonders diesseits der Anden. Euler nur 2 in den Weichen.

Der Tapir kann seinen Rüssel sehr leicht hin und her bewegen, obchon er nur 3 Zoll mißt, und daher keine solche Dienste leistet, wie der des Elephanten; die Haut ist sehr dick und braun, in der Jugend weiß gefleckt, wie das Paca, in Längestreifen. Er nährt sich von Sumpfräutern und ist so furchtsam, daß er beym geringsten Schrecken untertaucht. Man zieht das Fleisch dem besten Rindfleisch vor. Sie werden nicht selten in Cayenne in den Häusern gehalten, wo sie außerordentlich zutraulich werden, sich gern schmeicheln und kragen lassen, überall herumgehen, ohne Schaden anzurichten, zum Mittagessen kommen und die Leute sehr plagen, mit dem Rüssel stoßen, Brod, Früchte, Cassave fressen, und bisweilen zum Abschied sich am Hausgeräthe reiben. Die Wilden bedecken mit der Haut ihre Schilder und Helme. In Cayenne macht man Schuhe davon, welche länger dauern als vom Rind. Stedman, voyage II. 376.

Obchon dieses Thier ganz gemein in America ist, und ein beliebter Gegenstand der Jagd, so gibt es doch wenig Sammlungen in Europa, wo es sich findet, und Lebendige kommen gar nicht zu uns.

Die Spanier nennen es das große Thier; die Portugiesen in Brasilien Anta; die Einwohner von Paraguay Mborebi, wo es übrigens nicht zahlreich ist, und gewöhnlich allein oder paarweise geht. Untertags liegt es schlafend in dichtem Gebüsch verborgen, bey Nacht aber durchstreicht es die Gegend, um Wassermelonen, Citrusen zu fressen, und auch um Gras zu weiden.

Jung gefangen wird es schon am ersten Tag zahm und geht nicht mehr fort. Jederman kann es krazen, aber es macht keinen Unterschied der Personen, und läßt sich nicht wegtreiben. Es beißt nicht; plagt man es, so gibt es ein sehr schwaches, unvernemliches Pfeifen von sich. Es säuft wie die Schweine, frißt rohes und gekochtes Fleisch, alle Arten von Speisen, selbst Lumpen, auch Salpetererde; darum hat man es natürlich nicht gern in den Häusern. Es wirft im November nur 1 Junges, 24 Zoll lang, ganz behaart. Die Farbe wird endlich dunkel mit vielen weißen Streifen und Flecken in Bändern. Die Mutter führt das Junge allein, beschützt es aber gar nicht, weil sie sich nicht zu vertheidigen weiß. Auf der Flucht folgt es nicht Wegen, sondern räumt und reißt mit dem tief nach unten gerichteten Kopf alles Gesträuch weg. Man jagt es mit Hunden und schießt es auf dem Anstand in den Melonensfeldern des Nachts.

Das Thier ist sehr stark, und scheint sich überall wohl zu befinden, in trockenen Wäldern und in Sümpfen, selbst im Meerwasser; schwimmt sehr leicht über die größten Flüsse und Seen, ohne unterzusinken. Ein altes Männchen maas 73 Zoll, der Schwanz 4, Höhe 42, Umfang 50. Das ganze Aussehen stimmt mit dem Schwein überein, nur ist der Hals länger und dicker als der Kopf. Die Haare sind kurz, dicht, glatt, bräunlich.

Die Weibchen sind 5 Zoll länger. Alle Erzählungen von seiner Gefährlichkeit, daß es Rachen umstürze u. dergl., sind Fabeln; auch macht es keine Fußspade, denn es irrt gedankenlos hin und her. Azara I. 1.

Auch der Prinz v. Wied hat dieses Thier zu beobachten Gelegenheit gehabt. Der Tapir geht wie ein Schwein, mit etwas gewölbtem Rücken und vorgestrecktem Kopf, und folgt auf diese Weise seinem durch die Dichtung der hohen Wälder schon gebahnten Pfädchen, die man recht wohl erkennt. Auf eine kurze Entfernung ist er ziemlich hurtig, aber einem raschen Hunde kann er nicht entgegen, und pflegt sich bald gegen ihn zu stellen. Begegnet man einem im Walde, so pflegt er heftig zu

erschrecken und mit großem Geräusch durch die dichteste Berflechtung des Waldes zu entfliehen.

In bewohnten Gegenden lassen sie sich bey Tag nicht sehen, wohl aber in einsamen, ruhen jedoch während der Mittagshitze aus. Sie sind dem Zuckerrohr sehr schädlich. Haben sie ein Junges, so vertheidigen sie dasselbe, und beißen auch wohl um sich. Das Fleisch und der Speck wird an der ganzen Ostküste von Brasilien gegessen. Wenn man des Morgens früh oder des Abends die Flüsse beschifft, so bekommt man sie häufig zu sehen, indem sie sich baden, abkühlen und vor Schnaken sichern. Beyträge II. 549. Kengger S. 312.

Dieser gemeine und fast haarlose Tapir bewohnt die ungeheuren Ebenen zwischen dem atlantischen Meer und der Kette der Anden. Roulin hat aber vor wenigen Jahren eine dichtbehaarte, schwarzbraune Art auf den höchsten Anden, unweit Bogota, entdeckt. Das Kinn und die Hälfte der Oberlippe weiß, und auf dem Kreuz zwey große haarlose Stellen. Er nennt das Thier Tapire Pinchague, und glaubt, daß schon Ovieo davon geredet habe, als vorkommend auf der Terra firma. Man hat es von 2 bis 15° Nordbreite bemerkt, während der gemeine nicht über 13° hinausgeht, südlich aber bis 40°. Ann. Sc. nat. 18. 1829. (Zfss 1831. 213. T. 9.)

2) Dreyhundert Jahr lang hat man den gemeinen Tapir gekannt und nicht gewußt, daß es einen andern und größern gibt, sogar in Oindien, welches die Europäer in allen Richtungen durchstreifen.

Erst im Jahr 1818 kam ein Brief von dem Naturforscher Diard nebst einer Zeichnung nach Paris, woraus sich ergab, daß es im südlichen Theil von Indien wirklich einen Tapir gibt. Das Exemplar, welches Diard sah, lebte in der Menagerie des Lords Moira in Calcutta: es schien noch jung zu seyn, und unterscheidet sich von dem americanischen nur durch die sonderbare Färbung, indem es am ganzen Vorderleib schwarzbraun, am Hinterleib dagegen und den hintern Gliedern, so wie an den Ohren weiß ist, als wie wenn eine Schabracke wäre über das Thier geworfen worden.

Die Einwohner von Sumatra haben es gefangen, und es als ein ihnen ebenfalls unbekanntes Thier an einen englischen Capitän verkauft, von welchem es der Lord erhielt.

Diard hatte auch einen ausgewachsenen Schädel in Calcutta gesehen, der, in Bezug auf das Gebiß, vom americanischen nicht abwich. Lord Moira, welcher wußte, daß jener Schädel von der Halbinsel Malacca gekommen war, hatte die Gefälligkeit, bey dem dortigen englischen Commandanten Erkundigungen einzuziehen, und erhielt von diesem zur Antwort, daß dieß Thier in den dortigen Wäldern, wo es gejagt wird, ebenso gemein ist, als Nashörner und Elephanten; die alten Thiere seyen schwärzlichgrau, das Weiße an ihnen schmutzig grau. Cuvier, Jfs 1819. I. 650.

Fr. Cuvier hat im Jahr 1819 diese Zeichnung in seinem großen Werke bekannt gemacht, unter dem Namen *Maiba*. mm. livr. IV.

Die Engländer geben noch mehrere indische Namen an, denn auf jeder Insel scheint das Thier anders zu heißen. Es hat oben 7, unten 6 Backenzähne; überall 6 Schneidzähne und 1 Eckzahn; vorn 4 Zehen, hinten nur 3.

Im Jahr 1821 lieferte der ehemalige Gouverneur von Java, Raffles, ein Verzeichniß der Thiere von Sumatra, und führt darunter den malayischen *Lapir* (*T. malayanus*) umständlich auf. Die erste Nachricht von seinem Daseyn erhielt er 1805, indem ein solcher lebendig an den Gouverneur *Leith* geschickt worden war. Bald nachher wurde er vom Major *Farquhar* in der Nähe von Malacca bemerkt. Er schickte 1816 eine Zeichnung und Beschreibung an die asiatische Gesellschaft, und nachher kam ein lebendiger in die Menagerie zu *Barrackpore* in *Bencoolen*, und von daher kamen auch die Stücke, welche *Raffles* hatte. Zu *Farquhars* Beschreibung (*Asiat. Ros. XIV.*) läßt sich nur wenig hinzusehen. Er gleicht dem americanischen, ist aber durch die scharf getrennte und glänzende Färbung der fast nackten Haut ausgezeichnet, hat nehmlich eine weiße Schabracke von den Schultern bis zu der Schwanzwurzel

rings um den Leib; keine Mähne; der Rüssel 6—8 Zoll lang; der Schwanz sehr kurz.

In der Größe des Leibes gleichen sie dem Büffel. Länge der Männchen 7 Schuh, der Weibchen 8, Umfang 6, Höhe $3\frac{1}{2}$.

Er hatte einen jungen in seinem Hause; er war schwarz, aber oben schön gezeichnet mit fahlen Flecken und Streifen, unten weiß; im vierten Monat verschwanden die Flecken, und ein halb Jahr alt hatte er das gewöhnliche Kleid. Er wurde so zahm wie ein Hund, fraß alle Arten von Pflanzen, Brod, Kuchen u. dergl. Die Einwohner von Sumatra essen das Fleisch. *Linn. Trans. XIII. 1821. 270. (Ziss 1824. Litt. Anz. 137.)*

Um dieselbe Zeit, 1821, lieferte auch Th. Horsfield eine Abbildung. Er gab auch zuerst die wissenschaftliche Beschreibung.

Ein lebendiges im Park von Barrackpore lief oft unter Wasser auf dem Boden herum, schwamm aber nie. Im Jahr 1820 erhielt Raffles ein Exemplar nach England, ist Skelet und Eingeweiden in Branntwein, wornach Home eine Abhandlung bekannt gemacht hat. (*Phil. Trans. 1821. 268.*) Nach Horsfield erhielt die Regierung zu Bencoolen schon 1772 Nachricht über dieses Thier von Hrn. Wahlfeldt, welcher damals die Küste zu untersuchen hatte südlich von Ca-woor, wo er diesen Tapir an einer Flußmündung angetroffen, denselben aber als Flußpferd beschrieb, weil Linne in seiner 10ten Ausgabe 1768 dieses Thier unter jenes Geschlecht gestellt hatte. Das war die Ursache, daß man auf Wahlfeldts Bericht nicht weiter achtete. Seine Abbildung aber ist deutlich die des Tapirs. Marsdens war damals Secretär der Regierung, und er hat zuerst in seiner Geschichte von Sumatra diesen Tapir erwähnt unter dem Namen Kuda-Ayer, wörtlich Flußpferd. Nachher wurde er nicht mehr bemerkt, bis 1805 der Gouverneur von Penang, G. Leith, ein lebendiges Stück erhielt. *Horsfield, Researches I. 1821. (Ziss 1822. 331. T. 3.)*

Endlich hat der Orientalist Remusat unter chinesischen Zeichnungen eine Abbildung von einem gefleckten Tapir, der Me heißt, gefunden. Er lebt in den westlichen Provinzen von China

und hat die Größe eines Esels, kann mithin nicht ein junger der vorigen Gattung seyn. Er steht in allen Elementarbüchern für die Kinder in China und Japan, und muß mithin ein bekanntes Thier seyn. Journ. asiat. 1824. (Ziss 1825. 1087. Taf. 11.)

e) An diese Thiere schließen sich versteinerte Thiere an, deren ungeheure Kiefer und Backenzähne Cuvier in der Nähe von Paris entdeckt hat, die aber nachher auch anderswo gefunden wurden. Er nannte sie Palaeotherium, Lophiodon, Anaplothorium, und beschrieb sie in den Annalen des Museums und in seinen versteinerten Knochen.

B. Wir gehen nun zur andern Abtheilung der Schweine, nemlich den hohen, welche auf senkrechten Füßen stehen.

Gespaltene Hufe kommen nicht mehr vor, sondern die Zehen sind bis auf den Boden verwachsen, und die Zahl derselben ist immer ungerad, 5, 3 oder 1, mithin sind sie auch leicht von den andern zu unterscheiden.

Hierher gehören die riesenhaften Landthiere, wie die Elephanten, Nashörner und Pferde.

3. G. Die Elephanten (Elophas)

sind die größten, höchsten und dicksten Landthiere mit fünf Zehen und soviel Hufen; ein sehr langer Rüssel, der sich umwenden und Getränke wie Nahrung ins Maul stecken kann; zwey bis drey blätterige, quergestreifte Backenzähne, Hauzähne im Oberkiefer, sonst keine.

Der Character liegt in der Nase.

Es gibt Elephanten nur in Africa und Indien, in Urwäldern noch in bedeutender Menge: denn alle, welche man gezähmt hält, müssen vorher wild eingefangen werden, weil sie sich in der Gefangenschaft nicht fortpflanzen.

1) Der bekannteste und freundlichste ist der indische (E. indicus),

mit einer Höhe von 10 Schuh, einem länglichen Kopf mit etwas ausgehöhlter Stirn; die Querstreifen der Backenzähne sind parallel. Jonston T. 9—11. Hartensfels, Elephan-

tographia 1715. Fig. Seba I. T. 3. Buffon XI. T. 1—6.
 (Schreber II. Taf. 78.) Edwards, Gleanings tab. 22.
 G. Zimmermann, Elephant 1784. 4. Fig. J. Wolfs Ab-
 bild. I. T. 12. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 51. 1825.

2) Der africanische (*E. africanus*)

bleibt immer wilder, hat einen rundlicheren Kopf und die
 Querstreifen der Zähne bilden eine lange Raute. Gesner
 410. Fig. Perrault, Mém. ac. III. 1699. 91. tab. 19. Fr.
 Cuvier, Mamm. livr. 51.

Es gibt wohl kein Thier, welches schon in den ältesten
 Zeiten mit dem Menschen in so freundschaftliche Verbindung ge-
 treten, und zu einer so großen Mannfaltigkeit von Geschäften
 gebraucht, von dem auch in den ältesten wie in den neuesten Zeiten,
 selbst im dunkelsten Mittelalter, solche Schilderungen entworfen wor-
 den wären, wie von diesem Coloss der Landthiere. Diese Achtung
 verdient es auch mit Recht: denn der Nutzen, den es den Men-
 schen gewährt, ist ganz unberechenbar, und seine Dienste sind
 nicht die eines Slaven, sondern eines freyen, gleichsam einwärts-
 vollen Menschen. Der Elephant ist, ungeachtet seiner Größe
 und Schwere, dennoch das hurtigste, geschickteste, geschiedeste,
 gelehrigste und verständigste Thier, welches alle diese Eigen-
 schaften mit einander verbindet, während sie bey den andern,
 wie den Hunden, Pferden, Bibern und Affen nur einzeln vor-
 handen sind.

Sie leben überhaupt sehr gesellig, in großen Heerden, nur
 in Wäldern in der Nähe des Wassers, in welchem sie sich gerne
 baden. Geht ein Trupp durch den Wald, so entsteht ein lautes
 Gefruch von den Zweigen und Sträuchern, die sie theils nieder-
 treten, theils abbrechen, um sie zu verzehren. Sie fressen durch-
 aus nichts als Pflanzen, Gras, Laub, Kräuter, saftige oder
 mehligte Palmstämme, Sprossen u. dergl., die sie mit dem Rüssel
 abbrechen, Wurzeln, die sie mit den Hauern auswählen; am
 liebsten Früchte und süße Pflanzen, wie Zuckerrohr, Belschkorn
 u. s. w.; den gezähmten gibt man Heu, Gras, Korn, Erdäpfel,
 Obst, Brod u. s. w., wovon er täglich an 100 Pfund braucht.
 Ungereizt thut er niemanden etwas, auch nicht den Fremden;

sonst packt er seinen Feind mit dem Rüssel und schleudert ihn todt nieder.

Der erste indische Elephant, welcher in Europa in seinem Betragen genauer beobachtet worden, ist einer zu Neapel, wo er 14 Jahre gelebt hat. Er kam aus Indien, und wurde vom König von Persien dem Sultan und von diesem dem König von Neapel geschenkt, wo er im October 1740 ankam. Er wurde von seinen Führern 53 Jahre alt angegeben, war 10 Schuh 5 Zoll lang, 8 Schuh 10 Zoll hoch, und hatte 15 Schuh im Umfang; der Bauch 3 Schuh 5 Zoll von der Erde, die Hauer 4 Schuh lang, am Grunde 14 Zoll im Umfang. Das Thier brauchte sie nur, um den Rüssel darauf ruhen zu lassen; dieser war 7 Schuh lang und hatte hinten 3 Schuh 7 Zoll im Umfang. Er bediente sich seiner wie einer Hand, hob damit oft eine Kette von 80 Pfund auf, und spielte damit in der Luft mit großer Leichtigkeit und Geschicklichkeit; er warf ohne Anstrengung ein Gewicht von 170 Pfund in die Höhe, Canonenkugeln und Bomben.

Seine ersten Führer waren Mongolen, die mit ihm in ihrer Sprache redeten; nachher bekam er Sklaven aus der Barbarey, welche ihre Sprache und bisweilen das Italiänische brauchten: dessen ungeachtet schien er sie zu verstehen. Um ihn im Stall festzuhalten, legte man ihm an einem Vorder- und Hinterfuß einen Ring aus einem Seil mit Binsen umwickelt und dann mit Leder bedeckt, und band daran eine Kette. Um das Thier nicht zu ermüden, wechselte man täglich mit den Füßen; wurde er ausgeführt, so ließ man niemanden in die Nähe kommen, um Unglück zu verhüten. Ein Sklave setzte sich ihm auf den Hals, und leitete ihn mit der Stimme und mit der Bewegung seiner Füße in der Nähe der Ohren; wollte er nicht gehorchen, so kramte er ihm mit einem Haken die Ohren, oder schlug ihm mit einem Hammer auf den Kopf, oder stieß ihn mit der Spitze desselben.

Er legte sich täglich 2, 3 und 4 Stunden lang nach dem Untergang der Sonne; zuerst bog er die hintern Kniee, dann die Schenkel, dann ebenso die vordern Füße, und streckte sich nun

auf dem Heu aus, auf der Seite liegend. Nachdem er 3 oder 4 Stunden geschlafen, stand er auf und verlangte zu fressen, entweder durch Schnauben oder, wenn es der Wärter nicht hörte, durch Schütteln seiner vordern Kette; nach dem Fressen schlief er wieder bis zu Sonnenaufgang, außer im Frühjahr, wo er eine Stunde länger schlief. Er fraß außerordentlich viel; man gab ihm täglich 2 Centner trockenes Hirsenstroh, außer in den 3 ersten Wochen des Aprils, wo er grüne Gerste bekam, wovon er täglich 8—10 Centner! fraß; dazu bekam er noch 30 Pfund Brod, 28 Unzen Zucker mit ebensoviele Butter unter einander gemischt und in ein zweypfündiges Brod eingeschlossen, das man ihm ins Maul steckte. Alle Abend gab man ihm 2 Bissen, so groß wie eine Muskatnuß, aus 30 erhitzen Arzneyen zusammengesetzt, welche den stärksten Menschen umbringen würden. Dieses Mittel war ihm aber nöthig: denn bekam er es nicht, so war er unruhig und schlief die ganze Nacht nicht, wahrscheinlich brachte das kältere Clima ein solches Bedürfnis hervor. Anfangs bekam er auch täglich 2 Flaschen Brantwein, den er nicht mehr nahm, als er einmal an das Clima gewöhnt war. Er soff täglich 400 Flaschen Wasser, im Sommer gegen 900, zu 3 verschiedenen Zeiten, und jedesmal in 5—12 Zügen. Er zog es in seinen Rüssel, steckte diesen ins Maul und verschluckte es in 2—3 malen.

Es war ein Männchen, welches alle Frühjahr brunstig wurde, und dann nicht fraß und sich schwer regieren ließ; der Rüssel tropfte und an den Schläfen floß aus einer Oeffnung eine graue, fette Materie, wie eine Salbe. Bisweilen wurde er traurig; er zeigte Zuneigung zu seinen Wärtern, liebte sie mit seinem Rüssel und gehorchte ihnen willig. Er faste sogar Zuneigung zu einem Hammel, der oft nach seiner Gewohnheit mit dem Kopfe gegen seine Hauer stieß; machte er es zu arg, so bestand die ganze Strafe darinn, daß er ihn mit dem Rüssel auf einen Misthaufen warf, während er andere Thiere mit solcher Gewalt an eine Mauer schleuderte, daß sie auf der Stelle todt blieben. Er war empfindlich gegen Schmerzen, suchte den Schlägen auszuweichen, und gab durch allerley Wendungen zu ver-

stehen, daß er sie empfinde, wenn er bekam; er war auch sehr vorsichtig, wenn er an einen Ort gehen sollte, dessen Bestigkeit ihm verdächtig war. Er ließ außer dem Schnauben nie eine Stimme hören. Bisweilen bekam er Grimmen und oft böse Füße. Er starb 1755. Seine Haut wog 23 Centner 84 Pfund. Marigny et Arthenay in Hist. Ac. Paris 1754. 66.

G. Cuvier hat mehrere Jahre lang Gelegenheit gehabt, einige indische Elephanten im botanischen Garten zu Paris zu beobachten und zu untersuchen.

Dieses Thier hat an allen Füßen fünf vollkommene Zehen, welche aber so von Fleisch und Haut umwachsen sind, daß sie sich nicht einzeln bewegen können, und das ganze einen harten Klumpfuß bildet, an dessen Rändern jede Zehe einen kleinen flachen Huf hat, wovon aber oft ein und der andere fehlt oder wahrscheinlich abgestoßen wird, besonders an den Hinterfüßen. Die Backenzähne bestehen aus Querblättern, wie bey manchen Nagthieren, und dazu kommen noch, bey dem Mangel der Eckzähne, die 2 großen Hauer, welche im Zwischenkiefer stecken, wie Nagzähne, aber rund und von einander getrennt sind, auch nicht nach unten gebogen, um gegen andere Nagzähne zu wirken, sondern nach oben und vorn, so daß sie eigentlich nur stechen oder hauen können, wie die Hauer oder Waffen des Wildschweins. Unten fehlen nicht bloß die Eck-, sondern auch die Vorderzähne. Der Rüssel ist sein wichtigstes Werkzeug, ohne welchen er wegen des kurzen Halses, des schweren Kopfes und der langen Hauer nicht im Stande wäre weder zu weiden noch zu saufen. Der Rüssel sorgt für beides und zugleich für eine Menge andere Geschäfte, besonders auch für Angriff und Vertheidigung. Er ist so stark, daß er mächtige Bäume ausreißen, Hütten erschüttern, schwere Massen werfen und große Thiere zerdrücken kann. Am Ende desselben stehen die Naslöcher, und über denselben verlängert er sich in einen fingersförmigen, fleischigen Fortsatz, womit der Elephant die kleinsten Dinge ergreifen und die geschicktesten Kunststücke machen kann.

Die Füße sind, verhältnismäßig zu der Länge des Leibes, sehr hoch und dick, die Ohren breit und hängend, wie ein Schurz-

fell. Der Kopf ist sehr dick, weil die zwey Wände der Schädelknochen weit von einander getrennt sind und große Zellen zwischen sich haben, die mit der Nase in Verbindung stehen und ohne Zweifel den Geruch verstärken. Der Raum für das Hirn ist verhältnißmäßig sehr klein. Die Backenzähne bestehen, wie bemerkt, aus etlichen 20 hinter einander liegenden Blättern oder zusammengedrückten Blasen, welche als stumpfe Kämme aus dem Zahnfleisch hervorkommen, sich aber bald abkauen, und sodann als Schmelzbänder erscheinen.

Das Kalb hat jederseits nur einen solchen zusammengesetzten Zahn, hinter welchem sich später ein anderer entwickelt, der den vordern allmählich so vorwärts schiebt, daß er ausfällt und nun wieder nur 4 Backenzähne im Ganzen vorhanden sind. Dann kommt hinter diesem ein neuer Zahn und treibt auch ihn fort. Dieß wiederholt sich 6—8mal während des Lebens des Thiers. Jeder neue Zahn ist größer und hat mehr Blätter. Die Hauer bestehen aus in einander geschachtelten hohlen Kegeln, und zeigen auf dem Querschnitt krumme Linien vom Mittelpunkte zum Umfang, wodurch man das ächte Elfenbein leicht von den Zähnen des Flußpferdes, Walrosses, Einhornes und Ebers unterscheiden kann. Die ersten Hauer fallen aus, wenn sie einige Zoll lang sind.

Die Haut ist rauh, schrundig und körnig, mit sehr wenig Haaren, die Färbung schwarz, Hufe röthlich, Magen einfach, Därme sehr groß; keine Gallenblase.

Die africanischen Elephanten sind kleiner und furchtsamer, haben aber viel größere Ohren und Hauer, und zwar die letzteren bey beiden Geschlechtern, während sie bey den weiblichen Elephanten in Indien höchstens einige Zoll lang werden. Das africanische Elfenbein ist auch viel härter, wird nicht so leicht gelb, und ist auch fast das einzige, welches im Handel vorkommt.

Sie haben, ungeachtet ihrer Schwere, einen raschen Trab, und können leicht einen Menschen einholen; da sie sich aber nicht schnell wenden, und nur unbeholfen bergab laufen können, so ist es nicht schwer, ihnen auszuweichen. Sie schwimmen leicht

durch Wasser; ziehen auch feuchte, unbewachsene Gegenden, besonders Flußufer, jedem andern Aufenthalt vor, weil sie die Hitze eben so wenig ertragen als die Kälte. Sie schwimmen wegen ihres dicken Leibes. Sie fühlen ein beständiges Bedürfnis nach Feuchtigkeit, um ihre harte Haut, die leicht aufspringt und sich abschält, weich zu erhalten: und ihr größtes Vergnügen ist, unterzutauchen, sich im Wasser zu wälzen und zu spielen; auch besprühen sie sich mit dem Rüssel den Rücken. Fehlt ihnen das Wasser, so bedecken sie sich mit frischem Staub, Gras u. dergl.

Sie lieben von Natur die Gesellschaft, und halten sich in großen Heerden zusammen in den Wäldern, die sie nur verlassen, wenn sie in der Nachbarschaft ein Feld abzuweiden wissen, das sie zu 50 und 100 heimsuchen unter der Anleitung, wie man behauptet, der ältesten Weibchen und Männchen; die jüngern und die Weibchen sollen bey Gefahr in die Mitte genommen und von den Männchen vertheidigt werden.

Ein gezähmter Elephant frisst täglich 1 Centner Reis, nebst Gras, Früchten, Butter und Zucker. Der zu Versailles, welchen der König von Portugal 1668 Ludwig XIV. schenkte, wurde 17 Jahre alt. Er bekam 80 Pfund Brod, 12 Flaschen Wein, 2 Eimer Suppe, oder ebensoviel gekochten Reis, und eine Garbe Korn zum Spielen. Wann er die Körner aus den Aehren gefressen hatte, so faßte er ein Büschel Stroh mit dem Finger des Rüssels, und vertrieb sich damit die Fliegen. Auf Spaziergängen zog er mit dem Rüssel Gras aus, um es zu fressen. (Perrault, *Mém. Ac.* III. 101.)

Er liebt vorzüglich geistige Getränke, und thut alles Mögliche, sie zu bekommen, wenn man ihm dergl. vorhält. Jeder der 2 Elephanten zu Paris bekommt 1 Centner Heu, 18 Pfund Brod, einige Bündel Möhren und einige Körbe Erdäpfel; sie fressen den ganzen Tag, ohne bestimmte Zeit, und im Sommer säuft jeder an 30 Eimer. Sie sind 18 Jahre alt. Sie waren vor 3 Jahren 7 Schuh hoch, und sind jetzt 8 Schuh 4 Zoll. Als sie 1786 von Ceylon nach Holland in die Sammlung des Statthalters zu Zoö kamen, waren sie nur 2½ Jahr alt und 3½ Schuh hoch;

jeder fraß damals nur $\frac{1}{4}$ Centner Heu. Sie wollten schlechterdings nicht über die Brücke von Arnheim. Man mußte sie fasten lassen und ihnen das Futter vorhalten: dennoch thaten sie keinen Schritt, ohne auf alle mögliche Art zu untersuchen ob die Bohlen nicht brechen, ehe sie einen Fuß darauf setzten. Sie waren übrigens sehr sanft, liefen überall frey herum, und kamen selbst in die Zimmer zum Mittagessen, um die Leckereyen zu holen, die ihnen jederman anbot. Bey der Eroberung von Holland durch die Franzosen wurden sie aber unaufhörlich beunruhigt, und als sie gar in großen Käfigen nach Paris geführt wurden, so verloren sie viel von ihrer Gutmüthigkeit, und man wagt es jetzt nicht mehr, sie frey herumlaufen zu lassen; indessen sind sie in einer weiten Umzäunung, haben Stallung und Wasser und befinden sich wohl.

Sie haben einander sehr gern, und wenn einer über etwas erschrickt und einen Laut von sich gibt, so läuft der andere sogleich herbey, und beide schmeicheln sich mit ihrem Rüssel. Besonders ist das Männchen gleich bey der Hand, und man hatte anfangs Hoffnung, daß sie sich fortpflanzen würden, was aber nicht der Fall war.

Sie haben dreyerley Laute, einen aus dem Rüssel, der scharf ist, und nur sich hören läßt, wenn sie mit einander spielen; einen schwachen aus dem Munde, um Nahrung zu verlangen, und einen sehr lauten aus der Kehle, wenn sie erschrecken. Der letzte klingt wirklich fürchterlich.

Im Allgemeinen sind sie gutmüthig, suchen nicht zu schaden, kennen und lieben ihre Wärter; sie werden aber boshaft, so bald ihre Drüsen hinter den Ohren fließen: dann sind sie unartig gegen ihre Wärter, und stoßen sogar selbst einander. Uebrigens zeigte sich dieser Ausfluß nur bey dem Männchen, und er fieng erst an, als es 15 Jahr alt war. Er dauert 40 Tage, sezt eben so viel aus und kommt wieder. Der Saft ist kleberig und stinkend. Das Weibchen hat übrigens auch diese Drüsen nebst ihrer Oeffnung.

Im Winter 1801 starb das Männchen und wurde genau anatomiert, besonders der Rüssel. Es ist merkwürdig, daß der

Elephant das Wasser aus dem Rüssel durch Luftdruck ins Maul treiben kann, ohne daß davon in die Luftröhre kommt. Dieß wird verhindert durch das sehr große Gaumensegel, welches tief herunter steigt. Auf der Zungenwurzel ist eine Vertiefung, durch welche das Wasser in die Speiseröhre läuft, und zwar an beiden Seiten des Kehlsdeckels vorbehey.

Die Reisenden preisen besonders den Geschmack der Elephantenfüße. Er kommt von einem dichten Zellgewebe mit feinem Fett angefüllt, welches wie ein Polster um die Zehen liegt. *Ménagerie du Muséum. Paris 1801. Fol. tab. 1. 2. m et f.*

Die ältern Reisenden in Indien haben uns viele Nachrichten, theils über den Gang der Elephanten, theils über ihr Naturell mitgetheilt, vorzüglich aber über die Pracht, welche die indischen Großen durch Hgltung vieler Elephanten und durch Verzierung derselben mit Golddecken u. dergl. an den Tag legen.

Nach *Hevenot* fängt man sie auf verschiedene Art: an manchen Orten in Gruben, worein sie fallen und woraus man sie leicht zieht, nachdem man ihnen Schlingen umgeworfen hat; an andern fährt man ein brunstiges Weibchen an einen engen Ort, wo es schreyt und die wilden Männchen herbeyruft. Ist eines in dem Gang, so schiebt man Stangen vor, und sucht ihm von der Mauer herunter Schlingen und Ketten um den Rüssel und den Leib zu werfen, worauf man es zu zween andern zahmen Elephanten fährt, welche ihm ein gutes Beyspiel geben, und ihm allenfalls auch drohen, wenn es sich unbändig beträgt. *Voyage 1664. III. 131.*

Auf *Ceylon* fängt man sie ebenfalls in Gruben, die man mit Brettern und Stroh bedeckt. Die Sclaven bringen den hineingefallenen so lange zu fressen, bis sie an sie gewöhnt sind, und dann gehen sie mit ihnen meistens nach *Goa* und anderen Ländern, um ihr Brod zu verdienen.

Der französische Gesandte *Chaumont* bey dem König von *Siam* wohnte einmal einer großen Jagd bey. Der König schickte eine Menge Weibchen in den Wald, und als er nach einigen Tagen erfuhr, daß sich wilde Elephanten zeigten; so schickte er 30—40,000 Mann dahin, um einen Kreis um dieselben zu bil-

den. Man stellte sie zu 4 zusammen und 20—25 Schuh von einander, wo jedesmal ein 3 Schuh hohes Feuer gemacht wurde. Man machte noch einen andern Umkreis mit sogenannten Kriegs-Elefanten, die 100—150 Schritt von einander stehen; an verschiedenen Orten stellt man Canonen, um sie abzufeuern, wenn die wilden durchgehen wollen. Täglich zieht man den Kreis enger, und zuletzt wird er so klein, daß die Feuer nur noch 5—6 Schritt von einander sind. Da die Elefanten Geräusch um sich hören, so sind sie nicht so keck zu entfliehen, obschon hin und wieder einer durchgeht. Nach und nach treibt man sie in eine Umzäunung von Palisaden. Bey dem Umkreis von Kriegselefanten und Soldaten reiten Leute auf Elefanten, welche mit großer Geschicklichkeit den wilden Thieren Schlingen um die Hinterbeine zu werfen wissen. Man führt sie sodann zwischen 2 zahme Elefanten, hinter denen ein dritter hergeht, der den wilden antreibt; betrügt er sich unbändig, so bekommt er von den andern Schläge mit dem Rüssel. Man führt ihn unter ein Dach und bindet ihn an. Ich habe ihrer 10 fangen sehen, und man sagte mir, daß in der Umzäunung 140 seyen. *Relation de l'ambassade 1686. 91.*

Sachard beschreibt noch interessantere und prächtigere Jagden in demselben Lande. Eine Viertelstunde von der Hauptstadt Louvo ist ein viereckiges Amphitheater von hohen Mauern mit Staffeln umgeben, worauf die Zuschauer sitzen. Darinn ist ein Einfang von dicken Palisaden zween Schuh von einander, hinter welche sich die Jäger retten, wenn sie von Elefanten verfolgt werden. Gegen das Feld ist ein großer Eingang, gegen die Stadt aber ein enger Gang, der zu einem großen Schopf führt, worinn man die Elefanten zähmt. Am bestimmten Tag reiten die Jäger auf weiblichen Elefanten in den Wald, und bedecken sich mit Zweigen, damit sie nicht bemerkt werden. Verspüren sie wilde in der Nähe, so reizen sie ihre Weibchen zum Schreyen, worauf jene mit einem fürchterlichen Geheul antworten. So wie sie herbeykommen, kehren die Jäger um und nähern sich allmählich dem Amphitheater. Ist ein wilder mit hineingetreten, so schiebt man die Schranken vor. Das Weibchen geht geradezu

auf den engen Gang los, und wenn der wilde nicht hinein will, so stoßt man ihn mit Stangen. Er verfolgt endlich die Jäger, und wird in diesem Eifer in den engen Gang geführt, wo man vor und hinter ihm ein Gitter fallen läßt, so daß er sich nicht mehr rühren kann und fürchterlich anfängt zu schreyen. Man sucht ihn zu befänstigen, indem man Wasser aus Eimern auf ihn gießt, ihn mit Blättern reibt u.s.w. Indessen bindet man Seile um seinen Leib und die hintern Beine, öffnet das äußere Gitter, und führt ihn hinter einem zahmen Elephanten in den Schopf, wo man ihn an eine Säule bindet. Man läßt ihn bis zum andern Tag austoben, und dann kommt ein weißgekleideter Bramine, welcher auf einem Elephanten langsam um ihn herumreitet, ihn mit Weihwasser begießt, welches ihm seine natürliche Wildheit nehmen soll. Nachher läuft er mit den andern, und ist in 14 Tagen schon ganz zahm. Voyage 1686. 298. 340.

Der Führer setzt sich auf den Hals ohne allen Zaum; er leitet das Thier mit einer dicken und spizigen eisernen Ruthe, wie mit einem Sporn, indem er es bald an den Ohren, bald an der Schnauze sticht. Dieses Eisen, welches ein anderes Thier tödten könnte, wirkt nur wenig auf die Haut des Elephanten, und wenn er unbändig ist, so macht es nicht Schmerz genug, um ihn in Ruhe zu erhalten. Gewöhnlich sitzt auch noch ein Führer hinten auf dem Kreuz.

Der König von Siam soll an 20,000 gezähmte in seinem Reiche haben, und so viele wilde in den Gebirgen, daß man oft 50—80 bey einer Jagd fängt. Auch in Pegu gibt es sehr viele. Die meisten jedoch, welche sich gezähmt in ganz Indien zerstreut finden, kommen von der Insel Ceylon, als welche man allen andern, wegen ihrer Größe und ihres verständigen Betragens, vorzieht. Früher hat man sie überall im Kriege gebraucht; man band ihnen Säbel an den Rüssel, setzte ihnen auf den Rücken kleine Hütten mit 5—6 bewaffneten Menschen. Sie brachten manchmal Unordnung im feindslichen Heere hervor. Seit man aber mehr Feuergewehr hat, das sie sehr fürchten, kann man sie als eigentliche Krieger nicht mehr brauchen; sie sind jetzt nur Lastthiere, um Lebensmittel und Waffen dem Heere

nachzutragen, oder zum Reiten zu dienen. Privatleute haben übrigens jetzt selten Elephanten, da sie ungewöhnlich theuer sind, und einer 5—15,000 Gulden kostet. Es frist einer täglich für 2 Gulden: er braucht 1 Centner gekochten Reis mit Butter und Zucker, und außerdem Baumbblätter, besonders von der indischen Feige oder dem Pisang, zur Erfrischung. Dagegen können sie auch viel leisten. Sie tragen über 30 Centner, und machen des Tags 10 Meilen, und wenn man sie antreibt, noch mehr. Sie heben mit ihrem Rüssel leicht 2 Centner auf ihre Schultern, ziehen $1\frac{1}{2}$ Centner Wasser ein und spritzen es einige Klafter hoch; sie reißen damit Aeste ab, tragen auf ihren Hauern 10 Centner und wurzeln damit mächtige Bäume aus. In Indien wird alles durch Elephanten fortgeschafft. Selbst Fürsten haben jetzt nur einige Hundert, selten einige Tausend, und eigentlich nur zur Pracht, bey Aufzügen, Reisen u. dergl., wo man sie besonders mit Schabracken zu bedecken sucht, welche mit Gold, und selbst Perlen gestickt sind; die Hauer oft 4 Schuh lang mit Ringen von Gold, Silber und Kupfer umgeben.

Es gibt hin und wieder weiße Elephanten, welche sehr hoch geschätzt, gewissermaßen heilig gehalten und so lang ernährt werden, als sie nur irgend leben können. Manche sollen es auf 300 Jahre gebracht haben. Sie haben im Palaste ein prächtiges Zimmer mit vergoldeten Gefsimfen, und bekommen ihr Fressen auf goldenen Platten. Will der König von Pegu einen Spazierritt machen, so gehen seine 4 weißen Elephanten voraus, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Gibt er Audienz, so führt man sie vor; sie machen ihm ihre Reverenz, indem sie den Rüssel aufheben, das Maul aufsperrn, 3 Laute hören lassen und niederknien. Nachher führt man sie in ihren Stall, gibt ihnen aus ungeheuren goldenen Schüsseln zu fressen, und wäscht sie aus einer silbernen Schüssel, oft zweymal des Tags. Dabey stehen sie unter einem Himmel, der von 8 Dienern getragen wird, um sie gegen die Sonne zu schützen. Gehen sie zum Futter, so marschieren 3 Trompeter vor ihnen her u.s.w. Tachard 239. Voyages de la Compagnie des Indes de Holland III. 40.

Wie alt die Elephanten überhaupt werden, weiß man nicht genau. Die Alten gaben ihnen 500 Jahre; die jetzigen Karnak aber sagen, daß schon ihr Urogroßvater diesen oder jenen Elephanten besorgt habe, was mithin ein Alter von 120—130 Jahren gibt. Tavernier, Voyage 1713. III. 242. Diejenigen, welche zu uns kommen, erreichen selten 20 Jahre.

Die Sinnorgane des Elephanten sind alle sehr gut: das Auge zwar klein, aber lebhaft und nachdenklich; das Gehör so fein wie der Geruch; die sehr großen Ohrmuscheln, welche nicht röhrenförmig in die Höhe stehen, sondern offen, wie beym Menschen, herunterhängen, werden immer bewegt, und beschützen auch die Augen vor Insecten; er soll die Musik lieben und im Tacte gehen lernen. Er liebt wohlriechende Blumen, pflückt sie ab und verzehrt dieselben; auch sein Geschmaek ist fein; er liebt besonders die saftigen Pisange, Cocos- und Sagopalmen. Sein nützlichstes Organ aber ist der Rüssel, mit dem er alles mögliche thut, sich füttert und begießt, er hebt Münzen von der Erde auf, macht Blumenbüschel, zieht Stöpsel aus Flaschen, macht Knoten an Seilen auf, schiebt Riegel vor, dreht Schlüssel um und schreibt sogar, wie die Alten behaupten, mit einem Griffel.

Die erste genauere Nachricht über den Fang der Elephanten auf Ceylon gab Dr. Strachan vor mehr als 100 Jahren.

Alle Eingeborenen bis auf 10 Stunden von der Küste zwischen Matura und Raegumbo sind den Holländern unterworfen; und wenn daher die ostindische Compagnie eine Elephantenjagd befiehlt, so legen sie an einer gewissen Stelle einen Pferch oder einen Park an, der beym Eingang weit ist, aber immer schmaler wird, und am Ende so schmal, daß sich ein Elephant nicht umwenden kann; dieser Gang ist so lang, daß 20 Elephanten darinn hinter einander stehen können. Dann befiehlt der Beamte der Gegend den Einwohnern die Wälder zu umgeben, und das geschieht in einem Umfang von 30 Stunden. Zuerst steht jederman vom andern 25 Schritt, und man unterhält ein Feuer im Zwischenraum; dann treibt man durch Schießen, Trommeln und Blasen auf dem Waldhorn die Elephanten gegen den Park, so daß endlich die Treiber dicht an einander stehen. Die in dem

Parck befindlichen Elephanten leisten nunmehr Widerstand und zeigen Lust umzukehren; aber es stehen Pfosten vor dem Eingang, und es liegen lange Schranken auf dem Boden, die man nur aufzuheben braucht und an den Pfosten zu befestigen, um die Thiere einzuschließen. Dann wirft man Feuerbrände nach ihnen, treibt sie in den engen Gang und schiebt hinter ihnen Schranken vor.

Es gibt verschiedene Arten von Elephanten: einige sind vorn viel höher als hinten; andere bekommen nie die 2 langen Hauer; andere sind so wild, daß sie nicht gebraucht werden können, wenn man sie auch 10 Jahre lang hält; der König von Sandien hat aber dergleichen, um die Uebelthäter zu bestrafen. Wenn man dergleichen im Parck bemerkt (und man erkennt sie an ihrem wilden Blick), so läßt man sie nicht in den Gang, indem man Feuerbrände nach ihnen wirft; die Eingeborenen suchen sie zu tödten durch Schießen oder Abhauen des Rüssels, womit sie all ihr Futter ins Maul stecken, und daher Hunger sterben. Die Eingeborenen sind außerordentlich behende, und wagen sich mit ihren Schwerdtern ganz nahe zu den Thieren.

Man bindet dann einen nach dem andern zwischen zween zahme Elephanten, deren Zahnspißen abgesägt sind. Beträgt sich der wilde Elephant unbändig, so halten sie seinen Rüssel mit den ihrigen und schlagen ihn mit ihren Zähnen. Auf jedem zahmen sitzt ein Mann und leitet ihn mit einem hakenförmigen Stab, womit er seinen Kopf berührt und dem Elephanten nach Belieben befiehlt, ohne irgend einen Zaum. Im Stall angekommen, werden sie zwischen zwey Pfosten gestellt, mit einer Querstange vor der Brust und einer unter dem Bauche, so daß sie sich weder wenden noch legen können; dürsten sie das lehte, so würden sie schwerfällig und traurig werden, nicht fressen, sondern zu Grunde gehen. Man füttert sie mit dem Stamm des Pisangs, welchen sie allem andern Futter vorziehen; nach 6 Wochen fangen sie an nachzugeben, und dann bindet man sie nur mit Seilen an einem Fuß an. Dann kommen die Kaufleute aus Bengalen, bezahlen dieselben und lassen sie auf die Schiffe führen, wo sie ebenfalls mit Pisangstämmen gefüttert werden. Um sie an Bord

zu bringen, legt man jedem 15—20 Gewänder von Seilen um den Leib, und bindet dieselben auf dem Rücken zusammen. Dann wird er zwischen zween dazu erzogenen Elephanten ins Wasser geführt, und hinterher geht ein anderer, welcher ihm den Kopf auf die Lenden legt und ihn vorwärts stößt, wenn er nicht ins Wasser will. Ist er tief genug darinn, so kehren die zahmen um, und er wird an ein Boot gebunden, dem er nachschwimmen muß bis zum Schiff, wo er an Bord gehoben wird. Es gibt aber ein passenderes Verfahren. Man hat ein flaches Schiff, das man noch mit Brettern belegt, wie einen Stubenboden, so daß es fast eben so hoch ist wie der Staden; außerdem verziert man das Schiff mit Zweigen, daß der Elephant kein Wasser sieht, bis er an Bord ist. Schwimmt ein Elephant, so sieht man nichts als den Rüssel, durch welchen er Odem holt.

Die gezähmten Elephanten sind sehr gelehrig und willig, so daß sie sich auf den Bauch legen, wenn jemand aufsteigen will. Fallen sie einmal, sey es auch auf ebenem Boden, so sterben sie entweder sogleich, oder sie stechen noch eine zeitlang; denn ihr schwerer Leib verträgt keinen Fall. Wenn ein Elephant einen Obstgarten besucht, so spizen die Eingeborenen ein schweres Stück Holz und hängen es mit einem Seil an einen Ast des Baumes, unter welchem er durchzugehen pflegt. Des Nachts setzt sich ein Mann auf den Ast und schneidet das Seil ab, sobald der Elephant kommt; das spizige Stück fällt ihm tief in den Rücken; das Thier wird krank und geht endlich zu Grunde. Phil. Trans. 1702. Nro. 277. (Baddam abr. IV. p. 104.)

Die besten Nachrichten über das Betragen, die Gewohnheiten und die Naturgeschichte dieser Thiere haben wir in der neuern Zeit von John Corse erhalten. Seit den ältesten Zeiten hat der Elephant wegen seiner Größe, seines Verstandes und seiner Gelehrigkeit die Aufmerksamkeit und die Bewunderung aller denkenden Menschen auf sich gezogen, und wenig Reisende in Asien oder Africa haben es unterlassen, von ihm zu reden. Ein Aufenthalt von mehr als 10 Jahren in der Provinz Tiperrah in Bengalen, an der östlichen Gränze der brittischen Besitzungen, wo jährlich ganze Heerden von Elephanten gefangen

werden, verschaffte mir häufig Gelegenheit, die Art des Fanges und das Betragen dieses edlen Thiers zu beobachten.

Da sie sich in der Gefangenschaft nicht forcpflanzen, so müssen alle wild gefangen und gezähmt werden. Das erstere geschieht auf zweyerley Art: in der Regel gehen die Elephanten heerdenweise mit einander; es gibt aber auch, und das sind immer Männchen, welche einsam herumirren und *Goondah* heißen; man glaubt, sie seyen, aus Eifersucht ihrer Cameraden, von der Heerde vertrieben. Sie sind viel gefährlicher als die andern, und schießen oft unversehens und ohne alle Veranlassung aus dem Walde heraus auf Menschen los, verwüsten Felder, werfen Hütten um, tödten das Vieh, so daß die Bauern wachen müssen, was sie in einer Bambushütte thun, um nicht von Tigern aufgefressen zu werden. Bemerken die Wächter einen solchen Elephanten, so rufen sie sich zu, schreyen aus vollem Hals, schießen, machen Feuer *cc.*, um ihn zu vertreiben. Neben Elephanten, die in Heerden leben, kann man vorbegehen, ohne daß sie sich um einen bekümmern. Jene zerstreuten fängt man, indem man ihnen gezähmte Weibchen zuschickt, die mit ihnen waiden. Die Führer oder *Karnak* gehen hinter ihnen her, machen den wilden Elephanten Schlingen um die Beine und binden sie an einen Baum.

Hat man eine ganze Heerde zu fangen, so umgibt man sie mit 2 Kreisen von 1000 bewaffneten Menschen, welche dieselben mit Lärm, Schießen, Fackeln gegen eine Umzäunung von Palisaden und breiten Gräben treiben. Der Eingang ist durch Zweige so vermacht, daß er einem Waldpfad gleich steht. Anfangs will der Leit-Elephant nicht hinein; hat er es aber endlich gethan, so folgen ihm alle andern nach. Dann schließt man den Eingang mit Pfählen und Feuer, macht alle Arten von Lärm mit Geschrey und Instrumenten, daß die Elephanten, wie verblüfft, es nicht wagen, über den Graben zu springen und sich an den Palisaden zu vergreifen. An einer andern Stelle ist ein schmaler Ausgang. Dasselbst bietet man ihnen von einem Gerüste herab zu fressen an, und sucht allmählich einen nach dem andern in den Gang zu locken, der so eng ist, daß er sich nicht

umkehren kann. Man schließt sogleich hinter ihm die Thüre, macht ihm Schlingen um die Beine, bindet ihm Seile um Kopf und Leib, und das andere Ende desselben an gezähmte Weibchen, welche dem Wilden bald seine Wuth benehmen.

Man übergibt sodann jedem einen Wärter mit einigen Knechten, welche ihn durch Schmeicheley und Drohung, durch Krahen mit langen Bambusstöcken, durch Bespritzen mit Wasser, durch Darreichung oder Verweigerung der Nahrung, endlich auch durch Züchtigung mit einem spitzigen Eisen an einem Stock zu zähmen suchen. Endlich wagt man es, sich ihm auf den Hals zu setzen und ihn zu leiten. Bis dahin aber braucht man 6 Monate. *Asiatic Researches III. 1789.*

Vom Jahr 1792—97 standen die Elephantenjäger ganz unter meinem Befehl, so daß ich nach Belieben Versuche anstellen konnte über Dinge, die früher nicht bekannt waren: dabey bin ich auf manche Irrthümer gestoßen, welche die älteren Schriftsteller verbreitet haben. Man hat behauptet, der Elephant besitze das Gefühl der Bescheidenheit in hohem Grade, und das vom Verluste seiner Freyheit so lebhaft, daß er sich in der Slaverey nicht fortpflanzen und seinen Kindern ein ähnliches Loos bereiten wolle. Nach andern verlor er dieses Vermögen durch die Zähmung. Um dieses herauszubringen, benutzte ich meine Verhältnisse. Seit meiner Nachricht über den Fang der wilden Elephanten habe ich nicht unterlassen, Beobachtungen über diese Thiere anzustellen, und Folgendes gefunden:

Ein am 16. October 1789 geborener männlicher Elephant war 35 Zoll hoch. Im ersten Jahr wuchs er 11 Zoll, im zweyten 8, im dritten 6, im vierten 5, im fünften 5, im sechsten $3\frac{1}{2}$, im siebenten $2\frac{1}{2}$, und dann war er also hoch 6 Schuh 4 Zoll.

Ein Weibchen, 6 Schuh 9 Zoll hoch, wurde von den Jägern 14 Jahr alt geschätzt, was aber offenbar zu viel war; nach dem vorigen Verhältniß konnte es nur 11 Jahre haben. In den folgenden 5 Jahren, ehe es trüchtig wurde, wuchs es nur 6 Zoll, aber höchst sonderbar während der Trüchtigkeit von 21 Monaten 5 Zoll, und in den folgenden 17 Monaten nur $\frac{1}{2}$ Zoll, obschon

es wieder trüchtig war. Es war nun ungefähr 19 Jahre alt, und hatte wohl seine volle Größe erreicht. Sein Junges war im November 1796 noch nicht 20 Monate alt, und dennoch 4 Schuh $5\frac{1}{2}$ Zoll hoch, also seit der Geburt gewachsen 18 Zoll, eine Schnelligkeit, über die ich kein Beyspiel kenne. Ein männlicher Elephant von 20 Jahren wuchs noch immer, und hatte mit 22 Jahren seine volle Größe noch nicht erreicht. Sie pflanzen sich daher fort, ehe sie ausgewachsen sind, wie auch die meisten andern Vierfüßler. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß sie zwischen 18 und 24 Jahren ihr volles Wachsthum erreichen.

Die Höhe des Elephanten ist meines Erachtens viel übertrieben worden. In der Regel sind die Weibchen nicht über 7—8 Schuh hoch, und die Männchen 8—10 am Widerrist. Ich habe nur von einem einzigen Elephanten gehört, daß er höher als 10 Schuh gewesen sey. Es war ein Männchen, welches dem Bezir von Duda gehörte, und wovon mir Chetty, damals Resident zu Lucknow, folgende Maaße mittheilte: Höhe des Widerrists $10\frac{1}{2}$ Schuh, vom Scheitel bis auf den Boden 12 Schuh 2 Zoll, Länge 16 Schuh.

Hauptmann Sandys zeigte mir die Liste von 150 Elephanten, die während des Krieges mit dem Sultan Tippoo in Mysore unter ihm standen, und kein einziger davon maas 10 Schuh; nur wenige Männchen $9\frac{1}{2}$. In Madras hält man ceylonische und bengalische Elephanten; und jene sind keineswegs höher, ja mehrere Beamte versicherten mich, daß sie den letztern an Brauchbarkeit nachstünden. Die Elephanten zu Madras macht man 17—20 Schuh hoch. Wie geneigt aber die Eingeborenen zum Wunderbaren sind, zeigt folgender Fall: Der Nabob von Dacca sollte einen Elephanten haben 14 Schuh hoch. Ich gieng deshalb 1789 hin, um ihn zu messen, und fand ihn, zu meinem eigenen Erstaunen, nicht höher als 10 Schuh. Die dienstfähigen Elephanten müssen, nach der Vorschrift der ostindischen Compagnie, 7 Schuh hoch seyn am Widerrist; der gebogene Rücken ist einige Zoll höher, wird aber mehr gerad, wann das Thier ausgewachsen ist.

Man hat von der Klugheit und dem Gedächtniß des Elephanten gesagt, daß er empfangene Unbilden nicht vergesse, und nicht wieder zu fangen sey, wenn er einmal seine Freyheit wieder erhalten habe. Ungeachtet meiner großen Parteilichkeit für dieses edle Thier zwingt mich doch die Wahrheit, dieser Meynung zu widersprechen. Ein Weibchen wurde 1765 mit vielen andern gefangen und zum Reiten gebraucht; im Jahr 1767 entkam es aber wieder in die Wälder. Im Jänner 1770 wurde es von demselben Rajah wieder gefangen, entkam aber noch einmal im April 1771 in einer stürmischen Nacht. Am 25. December 1782 wurde es von den Elephantenjägern wieder mit vielen andern in eine Umzäunung getrieben, wo es auf den Ruf seines Namens sich umfah und sich in seine Lage ergab, während die andern wie toll herumraunten. Als die meisten am Ausgang gebunden und fortgeführt waren, blieb es mit einem andern Weibchen und 8 Jungen noch allein in der Umzäunung. Am 13. Jänner 1783 fraß es Pisangblätter aus den Händen der Treiber, kam auf den Ruf herbey, ließ sich streicheln, ein Seil um den Leib binden und einen Treiber sich auf den Hals springen. Er trieb es sogleich, wie einen zahmen Elephanten, in der Umzäunung herum; dann legte es sich auf Befehl nieder und stand nicht eher auf, als bis es verlangt wurde, hielt den Stock mit dem Rüssel, steckte ihn ins Maul, gab ihn zurück u.s.w., kurz es that alles, was es früher gelernt hatte. Es sind mir noch andere Fälle bekannt, wo Elephanten zum zweytenmal gefangen wurden. Es entkam mir selbst ein männlicher Elephant in den Wald, weil er Tiger roch und vor denselben floh. Nach 18 Monaten fand er sich wieder unter einer Heerde gefangener Elephanten, that anfangs sehr wild, wurde gebunden wie die andern, gehorchte aber, so bald er erkannt wurde, den Befehlen seines ehemaligen Treibers, legte sich nieder, ließ sich reiten u.s.w.

Der allgemeine Glauben, daß zahme Elephanten sich nicht fortpflanzen, hat ohne Zweifel verhindert, Versuche darüber anzustellen.

Zu war indessen durch verschiedene Beobachtungen überzeugt,

daß di
1790
Umzäu
der ge
Es wu
aber in
auch l
nung,
schloß
ließ i
zum
ber,
baute
Haupt
zu w
Haupt
stellte
Pfund
von
wie
sie st
Sche
Am
wie
Drü
verdr
habe
Hor
vier
gilt
Zah
chen
wäh
ein
Da
oft

daß die Elephanten auch ihre Brunstzeit haben. Im Jänner 1790 bemerkte ich, daß ein zahmes Männchen plötzlich in einer Umzäunung (Keddah) sammt seinem Reiter durch die Herde der gefangenen Elephanten auf ein brunstiges Weibchen lief. Es wurde jedoch mit abgerichteten Weibchen zurückgeholt, rannte aber im Zorn ein solches (Koomkee) sammt seinem Reiter um; auch hatten sich im Hornung 1778 zwey wilde in der Einzäunung, vor einer Menge Zuschauer, gepaart. Von nun an beschloß ich, deshalb Versuche anzustellen. Im November 1792 ließ ich ein junges, prächtiges Männchen fangen und dasselbe zum Versuch aufsparen. Im März 1793 meldete mir ein Treiber, daß ein weiblicher Elephant Zeichen der Brunst gebe: man baute daher beiden eine Hütte in der Nähe von Comillah, der Hauptstadt von Tiperah. Untertags giengen sie heraus, um zu weiden, trugen auch eine Ladung von saftigen Kräutern nach Hause, so viel als ihre Wärter zusammenbringen konnten. Dann stellten sie sich zusammen und schliefen, nachdem jedes 10—12 Pfund eingeweichten Reis mit etwas Salz bekommen hatte, und von der Mitte May bis Ende Juny einige warme Reizmittel, wie Zwiebeln, Knoblauch, Ingwer. Aber schon früher erwiesen sie sich mit ihren Rüsseln Liebhosungen, und zwar ohne alle Scheu, weder vor andern Elephanten, noch vor den Wärtern. Am 28. Juny paarten sie sich viermal binnen 16 Stunden, ganz wie die Pferde. Während dieser Zeit sickerte nichts aus den Drüsen neben den Ohren. Ist das sonst der Fall, so sind sie verdrießlich, und es ist nicht rathsam, sich ihnen zu nähern. Sie haben auch keine bestimmte Brunstzeit: einmal zeigte sie sich im Hornung, ein andermal im April, das drittemal im Juny, das viertemal im September und das fünftemal im October. Das gilt auch von den wilden. Gefangene Weibchen werfen zu jeder Jahreszeit. Nach 3 Monaten bemerkte man schon, daß das Weibchen trüchtig war. Es war 7 Schuh 3 Zoll hoch, wuchs aber während dieser Zeit um 5 Zoll bis zum 16. März 1795, wo es ein männliches Kalb warf, also nach 20 Monaten und 18 Tagen. Das Kalb war 35 Zoll hoch; von eingefangenen bekommt man oft Kälber, die um einen Zoll kleiner sind. Sie fangen sogleich

an zu saugen, und zwar mit dem Maul, wobey sie jedoch das Euter mit dem Rüssel drücken. Die Mutter steht dabey.

Es ist sonderbar, daß die wilden Elephanten ihr Junges nicht mehr zulassen, wenn sie auch nur 2 Tage getrennt waren, und obschon dasselbe seine Mutter erkennt und sich mit kläglichen Lauten nähert.

Im September 1795 trat das Weibchen, welches das Kalb hatte, wieder in Brunst, also nach weniger als 6 Monaten, und paarte sich am 17. in der Gegenwart von einer Menge Zuschauer, und im November 1796 säugte es noch immer sein Kalb, obschon es trächtig war.

Zwey andere paarten sich am 14., 15. und 16. October 1796 in Anwesenheit von vielen Europäern und Eingeborenen. Die wilden thun es oft in ihrem Einfange, wo sie doch in großer Gemüthsunruhe sind. Ein sehr großer, sogenannter *Goondah*, welcher wahrscheinlich sich erst kürzlich wieder zur Heerde begeben hatte, wurde durch Lärm der Jäger gestört, und kam dadurch so in Wuth, daß er 2 kleinere Elephanten niederwarf und dieselben, ungeachtet ihres jämmerlichen und bittlichen Geschreys, mit seinen Hauern durchbohrte. Die Jäger wollten ihn todt schießen, ich aber wollte lieber ein so stattliches Thier behalten; allein er ließ sich nicht bändigen, sondern trauerte 40 Tage und starb. Ich glaube daher auch nicht, daß die *Goondah* vertriebene sind: vielmehr streifen sie im Vertrauen auf ihre Stärke in die Ebenen und selbst in die Dörfer, und kehren dann, wann es ihnen beliebt, wieder zur Heerde zurück. Noch muß ich bemerken, daß es immer ein gutes Zeichen ist, wenn Elephanten nach einigen Monaten sich zum Schlafen niederlegen, weil sie dann keinen Verdacht mehr haben und mit ihrem Loose zufrieden sind. Es gibt Elephanten, besonders *Goondah*, welche 12 Monate lang in ihrem Stand aufrecht stehen, ohne sich je zu legen; sie nicken jedoch bisweilen.

Obschon die Fortpflanzung in der Gefangenschaft möglich ist, so würde die Zucht doch gar zu große Unkosten verursachen, und es ist daher immer wohlfeiler, die Elephanten wild zu fangen. *Phil. Trans. 1799. 31.*

Derselbe hat lehrreiche Beobachtungen über die verschiedenen Arten Elephanten und ihr Zahnen angestellt. Man theilt in Bengalen Männchen und Weibchen in zwei Casten, die Koomareah (fürstlicher Abkunft) und die Mergheo (Jagd-Elephant), und dieses ohne alle Rücksicht auf das Aussehen, die Gestalt oder die Größe der Hauer bey den Männchen. Der Koomareah ist ein stark beschriebener, kräftiger und derber Elephant mit einem großen Rüssel, kurzen und dicken Beinen. Der Mergheo ist schlanker, weniger derb und kräftig; die Füße länger, der Rüssel dünn und kurz; er ist überhaupt leichter, läuft tüchtig, kann aber nicht so viele Anstrengungen aushalten und keine so großen Lasten tragen. Ein großer Rüssel wird immer als eine Schönheit angesehen. Ein Bastard von beiden heißt Sunkareah, und dazwischen gibt es noch mehrere Abänderungen in derselben Herde. Die Eingeborenen ziehen immer die Koomareah vor; die Europäer aber nicht selten einen weiblichen Mergheo zum Jagen und Reiten, besonders wenn er einen guten Schritt hat und sich leicht behandeln läßt. Die Elephanten zum Dienste der ostindischen Compagnie werden aus den Provinzen Chittigong und Tiperah genommen; es sollen aber die südlich von Chittigong, im Lande Burmah und Pegu besser seyn. Gewiß ist es, daß die Elephanten, welche noch bey Pilibet unter dem 29.^o Nordbreite, auf dem Gebiete des Beziers von Dube vorkommen, kleiner und schwächer sind als die südlichen, welche viel besser Lasten tragen, Strapazen aushalten können und weniger Zufällen unterworfen sind. Die Lieferanten dürfen deshalb das Heer nur mit Elephanten südlich von Chittigong versorgen. Die heiße Zone ist mithin das natürliche und günstigste Klima für die Elephanten, und sie arten aus, wenn sie über die Wendekreise hinausgehen. An der Küste von Malabar fängt man noch Elephanten so weit nördlich, als das Gebiet des Svorgah Rajah geht: aber sie stehen weit hinter den ceylonischen zurück, welche wahrscheinlich dieser Vergleichung ihren Ruhm zu verdanken haben.

Die Hauer sind bey manchen Weibchen so kurz, daß sie nicht über die Lippe hervorragen, bey andern aber fast so groß, wie bey den Männchen einer Art, welche Mooknah heißt, und

wo die Zähne sehr klein bleiben. Die größten Hauer und das beste Elfenbein kommen von den Männchen derjenigen Art, welche Dauntelah (gezähnt) heißt, und daher ganz anders aussehen als ein Mooknah. Dennoch haben sie ziemlich denselben Preis, wenn sie zu derselben Gaste gehören und übrigens ohne Mangel sind, wozu große, runde, nicht ausgezackte Ohren, braune, fleckenlose Augen, Gaumen und Zunge, ein großer Rüssel und ein langer Schwanz mit einem langen Haarbusch gehören; ferner vorn 5 und hinten 4 Nägel; endlich muß der Kopf hoch getragen werden. Der Dauntelah ist muthiger, unbändiger als der Mooknah; daher die Europäer den letztern vorziehen, außer wenn ein Dauntelah wegen seines milden und sanften Characters bekannt ist. Bey diesem sind die Hauer etwas nach oben gebogen, bey jenem fast gerad, mit der Spitze selbst etwas nach unten. Es gibt Dauntelah mit einem einzigen Hauer; sie heißen Ganesa (der Name des Gottes der Weisheit der Hindu), und werden sehr theuer an indische Fürsten verkauft, weil sie daselbst göttlich verehrt werden.

Der Milchhauer wird kaum 2 Zoll lang, und zwischen dem ersten und zweyten Jahr ausgestoßen; er kommt erst im fünften oder siebenten Monat aus dem Zahnfleisch hervor. Zwey Monat, nachdem er ausgestoßen, schiebt der bleibende aus dem Zahnfleisch hervor. Ein anderer junger Elephant stieß den Milchzahn erst aus, als er 16 Monat alt war. Bey den Weibchen bleiben die Hauer immer klein; sie bedienen sich aber derselben wie die Männchen, legen nehmlich den Kopf auf einen andern Elephanten und drücken ihm dieselben in den Leib. Der schwerste Hauer, den ich in Bengalen bey einem männlichen gesehen habe, wog nicht mehr als 72 Pfund, in Tiperah selten über 50. Ich habe aber von andern Plätzen im Kaufhaus der indischen Compagnie zu London welche gesehen, die 150 Pfund wogen; sie kamen wahrscheinlich aus Pegu.

Nach Aussage der Londoner Elfenbeinhändler kommen die größten und besten, die nicht gelb werden, aus Africa, wahrscheinlich, weil sie hier erst gesammelt werden, nachdem sie lang auf dem Boden gelegen haben. In Ostindien sät man ihre

Spitzen gewöhnlich ab, in der Meynung, daß sie dicker werden sollen.

Die Backenzähne bestehen aus vielen Blättern mit Schmelz umgeben und durch eine Art Cement verbunden. Sie werden bald abgekaut, und dann stehen die Schmelzränder als Querleisten hervor. Ein Backenzahn kann aus 4—23 Blättern bestehen und allein die ganze Seite eines Kiefers ausfüllen; die vordern Blätter werden aber nach und nach ganz abgekaut, so daß vom dritten bis zum fünfzigsten Jahr nur 10—12 Blätter im Gebrauche sind. So wie der erste Backenzahn kleiner wird, so rückt der zweyte von hinten, nicht von unten, nach, was schon im zweyten Jahr beginnt und bis zum sechsten oder achten Jahr dauert; und dann hat der größte Backenzahn 23 Blätter, nie mehr. Beym jungen Elephanten liegen 3 dergleichen Backenzähne hinter einander unter dem Zahnfleisch. Ich habe durch Vergleichung von mehr als 30 Schädeln, deren Alter ich wußte, gefunden, daß die Milchzähne 8 oder 10 Tage nach der Geburt das Zahnfleisch durchbohren, und zwar die obern zuerst; die Jungen fangen im dritten Monat an Gras und andere weiche Pflanzen zu fressen. Die Milchzähne werden nicht ausgestoßen, sondern abgekaut, so daß im zweyten Jahr der zweyte Zahnsatz in Thätigkeit ist, und von da an bis zum sechsten Jahr der dritte Satz hervorrückt; von da bis zum neunten der vierte, und sodann kommen noch Sätze bis zum achten Satz, wovon jeder ein Jahr länger zu brauchen scheint. Die Zähne des ersten Satzes bestehen aus 4 Blättern, des zweyten aus 8 oder 9, des dritten aus 12—13, des vierten aus 15, des siebenten oder achten aus 22 oder 23. Phil. Trans. 1799. 205. tab. 5—12.

Everard Home hat dann noch Untersuchungen über den Bau dieser Zähne angestellt und sie mit denen des äthiopischen Schweins (*Sus aethiopicus*) verglichen, S. 237. Taf. 13 bis 17.

Man hat schon mehrmal beobachtet, daß das Elfenbein, in saure Milch oder Senf eine längere Zeit gelegt, weich wurde wie Leder; es ist aber nicht bekannt, daß man in den Künsten

Nutzen von dieser Eigenschaft gezogen habe. Hist. Acad. 1742. 33. 1743. 52. Auch hat man schon oft in Hauern Flintenfugeln gefunden und Spitzen von Lanzen, welche ganz umwachsen waren. Hist. Acad. 1749. 27. Phil. Tr. 1801. 165.

Der Hauptstapelpatz des Elephantenhandels ist seit den ältesten Zeiten Ceylon, wohin die indischen Kaufleute kommen, um sie für die großen Herren einzukaufen; daher werden sie auch von den Ceylonern häufig gejagt, auf dieselbe Weise, wie in Bengalen, indem sie dieselben entweder in eine Umzäunung treiben, oder weibliche Elephanten in den Wald schicken, oder endlich indem sie denselben Schlingen um die Hinterfüße werfen, worinn sie sehr geschickt sind. Sie wissen nehmlich genau den Platz abzumessen, wohin der Elefant treten wird; dahin werfen sie die Schlinge, und ist der Hinterfuß hineingetreten, so ziehen sie dieselbe plötzlich an, und binden sodann das Seil an einen Baum.

Was den africanischen Elephanten betrifft, so wird er seit undenklichen Zeiten nicht mehr zahm gehalten, theils weil er kleiner, schwächer und muthloser, theils auch weil er wilder, gefährlicher und ungelehriger als der indische ist, vorzüglich aber, weil er nur in Ländern von wilden Völkern vorkommt, welche ihn bloß tödten, aber nicht einfangen. Früher fand er sich innerhalb der Gränzen der Capcolonie noch heerdenweise, jezt aber ist er ganz nach Norden und gegen die Cafferey gedrängt. Der erste, welcher von diesen Elephanten Nachricht gibt, ist Kolbe. Er behauptet, sie seyen größer als die ceylonischen, sezt aber aufrichtig hinzu, er habe in einer Entfernung von etwa einer Stunde unterschiedliche neben einem Fuder Heu stehen sehen, und sie wären ziemlich eben so hoch gewesen, woraus zu schließen sey, daß sie nicht viel unter 12—14 Schuh gewesen seyn können. Die Sohle sey $1\frac{1}{2}$ Schuh breit. Die Haut ist bräunlich und voll Runzeln, ohne Haare, außer am Schwanz, woran viel dickere stehen als Schweinsborsten, und $1\frac{1}{2}$ Schuh lang; sie dienen den Einwehnern als Drähte zum Ausräumen der Pfeifenröhren. Ich habe viele Hauer gesehen von 60, 70, 80, ja von 120 Pfund. Die Thiere werden deshalb von den

Europäern geschossen: denn das Fleisch ist sehr grob, fast trocken und ungeschmack.

Die Weibchen sind etwas kleiner als die Männchen. Man sagt, sie seyen sehr schamhaft, so daß sie sich zu Zeiten nicht bloß dem Menschen, sondern auch ihren Kameraden aus dem Gesicht begeben und die Einsamkeit suchen sollen. Das weiß ich aber gewiß, daß sie nicht stehend schlafen, sondern sich auf die Erde legen, wie ich denn oft ihre Lagerstätte gesehen habe. Dadurch wird der Bahn der Alten zernichtet, als ob sie sich nicht legen dürften, weil sie, wegen der schweren Last ihres Leibes, nicht wieder emporkämen. Oft habe ich zwey Lagerstätten neben einander gefunden: denn sie leben eine Zeit lang paarweise, nachher aber gehen sie wieder zur Heerde. Sie sind zwey Jahre trüchtig. Ihre gewöhnliche Speise besteht hier in hartem Gras, Haidekraut, Wurzeln und anderem Gesträuch, auch in jungem sprossendem Korn, welchem sie oft sehr großen Schaden thun, indem sie es nicht bloß abbeißen, sondern sammt der Wurzel ausreißen und das Uebrige tief in den Boden treten. Das thun sie vorzüglich im August und September des Nachts, so daß die Einwohner gezwungen sind, wie in Deutschland vor den Hirschen, Wachtfeuer anzuzünden, nur mit dem Unterschiede, daß man hier zu Lande ohne weiteres unter alle wilden Thiere schießen darf. Ihr Koth taugt nicht viel zur Düngung der Felder, weil lauter Unkraut daraus wächst; er wird aber von den Europäern aufgehoben und getrocknet, damit sie bey Tabakmangel etwas zu schmauchen haben; er schmeckt auch gar nicht übel, wie ich es selbst versucht habe und oft dabey gewesen bin, wann andere geraucht haben. Sie sind so schnell, daß man ihnen schwer, auch mit einem guten Pferde, entkommt. Einer ihrer Schritte ist so groß wie 4 von einem Pferde. S. 148. Taf. 4. Fig. 3.

Die Hottentotten fangen sie auf zweyerley Art. Ein ganzes Dorf oder Kraal zieht aus, und einer von ihnen wirft einem aufstossenden Elephanten eine vergiftete Haßagay in den Leib; dann ist es artig anzusehen, was sie für wunderliche Sprünge machen, wenn solch ein verwundetes Thier auf sie zuläuft, um

ihnen das Leben zu nehmen. Sie laufen bald gerade fort, bald auf die Seite, und drehen sich so lang und viel herum, bis sie wieder zu ihren Cameraden kommen, welche nun dem Thier wieder einen Passagay in den Leib werfen, und nun von ihm verfolgt werden. Das treiben sie so lang, bis das Thier ermüdet den Reißaus nimmt, den sie ihm auch gern lassen, wohl wissend, daß das Gift bald wirken, und ihnen der Braten nicht entgehen wird. Sie folgen ihm daher nur von Ferne nach, um zu sehen, wo es fällt. Noch artiger aber ist es zu sehen, was das verwundete Thier für tolle Sprünge macht, wenn es die Passagay im Leib empfindet und den langen Stock ersteht: dann thut es entsetzliche Luftsprünge, um sich desselben zu entledigen; bald fällt es auf eine Seite und wälzt sich so lange, bis der Stock abgebrochen, wodurch es aber keine Linderung spührt, sondern sich immer mehr abmattet und den Jägern Zeit läßt, noch eine Passagay zu werfen, worauf es endlich sucht weiter zu kommen. In der trockenen Jahreszeit gehen die Elephanten truppweise hinter einander nach den Bächen, wodurch schmale Wege entstehen. Die Hottentotten machen darinn ein 8 Schuh tiefes und 4 Schuh weites Loch, mit einem zugespizten Pfahl in der Mitte, und bedecken es mit Zweigen und Sand. Der Elephant, das Nashorn, die Antilopen und andere großen Thiere stürzen hinein und speßen sich. Dann macht der ganze Kraal sich dahinter her, und verzehrt das Thier auf der Stelle. S. 534. Taf. 18.

Ein europäischer Aufseher über die Schafe gieng einst mit einem gezogenen Rohr aus, um einen Elephanten, der überaus große Zähne hatte, zu erlegen. Da ihm aber der Schuß übel gerieth und keine Bäume in der Nähe waren, auf welche er sich hätte retten können; so lief ihm der Elephant nach, schlug den Rüssel um ihn herum, hob ihn auf, warf ihn gewaltsam zu Boden und trampelte auf seinem Leibe herum, daß er bald aus nichts als aus kleinen dünnen Fetzen bestand. S. 830.

Das kostbarste, womit die Hottentotten handeln, sind die Elephanzähne, welche sie aber, wie es scheint, nicht an die Holländer verkaufen, sondern an die Einwohner von Monomo

tapa, oder an die Portugiesen auf Mosambik. Das Pfund Elfenbein kommt kaum auf 8 fr., kann aber in der Capstadt sogleich für 30—45 fr. verkauft werden. S. 517.

Kolbe selbst ist einmal, in der Nähe des warmen Bades, 6 Elephanten begegnet, welche ihn in großen Schrecken gesetzt haben. Allein sie waideten ruhig fort und ließen ihn unangesehen vorbeugehen, was er denn auch gern gethan hat. S. 108.

Sparmann fand im November, auf der Reise vom langen Thal nach Sizikamma, die Strohütten der Hottentotten größtentheils mit großen langen Stücken Elephantenfleisch bedeckt, das in 3—4 fingerdicken und Klafterlangen Streifen geschnitten war; einige davon waren um die Hütten herumgewickelt, andere hiengen von einer zur andern, alles in der Absicht, um das Fleisch zu trocknen. Männer, Weiber und Kinder thaten nichts als schlafen, rauchen und solches Fleisch schmaußen, welches aber einen Geruch und ein Aussehen hatte, daß einem alle Lust zum Einbeißen vergieng: auch würde man sich die Berachtung der Colonisten zuziehen, als welche das Essen des Elephantenfleisches fast für ebenso abscheulich halten, als wenn man Menschenfleisch essen würde, weil der Elephant ein verständiges Thier sey, und, zum Tode verwundet, weine und Thränen vergieße. Der getödtete Elephant wurde für ein junges Männchen gehalten, weil die Hauer nur 3 Schuh lang waren, und der größte Backenzahn 4 Zoll, da es von den letztern welche gibt, die 9 Zoll lang und $4\frac{1}{2}$ Pfund schwer sind. Das Ohr desselben hat einem mittelmäßigen Hottentotten von der Schulter bis auf den Boden gereicht. Man glaubte, dieser Elephant sey von den andern in den Wäldern von Sizikamma, wo sie noch ungestört leben, fortgejagt worden: denn wo sich Christen niederlassen, da müssen die Elephanten das Feld räumen. Er wurde von zwey Bauern zu Pferd gejagt, und kümmerete sich nicht eher um sie, als bis sie ihm auf 70—80 Schritte nah gekommen waren. Dann sprang einer, nach der Sitte der capischen Jäger, vom Pferd, hielt es am Zaum, fiel auf die Knie, legte den Lauf auf den Ladstock und gab Feuer, als der Elephant etwa 50 Schritt weiter gewichen war. Kaum saß er wieder auf dem Pferde, so

war der Elephant dicht hinter ihm und brüllte so fürchterlich, daß es ihm durch Mark und Bein gieng und das Pferd aus allen Kräften davon lief; er lenkte es endlich auf eine Anhöhe, bekam dadurch einen Vorsprung und sein Camerad Gelegenheit, einen Schuß von der Seite anzubringen. Der Elephant gieng nun auf diesen los, der aber auch eine Anhöhe hinauf ritt. Die dritte Kugel suchte das Thier noch zu rächen, die vierte aber benahm ihm allen Muth; gleichwohl stürzte es erst nach der achten. Aus einem Standrohr könne man übrigens mit einer einzigen Kugel, die 4 Loth schwer und mit $\frac{1}{3}$ Zinn versehen ist, einen Elephanten tödten; dann muß man aber das Herz treffen oder ein großes Blutgefäß; um jenes zu treffen, zielt man nach dem Ohrzipfel. Nach dem Kopf zu schießen ist vergeblich, weil das Hirn zu klein ist, um getroffen zu werden.

Manchmal wagt es ein einziger Jäger dieselben zu Pferd anzugreifen. Die jüngsten Elephanten pflegen sogleich zu fliehen; einer der ältesten aber, der die größten Zähne hat und den gerade der Jäger zu bekommen wünscht, wendet sich manchmal gegen ihn: allein er ermüdet bald, nimmt Reißaus, wird verfolgt, und wenn er dann nur in die Hüfte getroffen wird, so muß er hinken und bekommt daher einen Schuß nach dem andern. Je größer übrigens ihre Zähne und also je älter sie sind, desto schwerfälliger sind sie auch und können nur langsam entfliehen. Ja bey heißem Sonnenschein sind sie so matt, daß manche Pottentotten es wagen, zu Fuß hinzuschleichen und nach denselben zu schießen. Bey der Flucht wenden sie sich gern nach größeren Flüssen und schwimmen hinüber, Kopf und Augen unter Wasser und nur der Rüssel hervorragend. Man fängt sie in Gruben. Auf ihren Wegen werden sie nur selten gefangen, und noch seltener mit vergifteten Harpunen geworfen, weil man ihnen mehrere Tage lang nachlaufen muß, ehe sie follen. In den Wäldern von Sizikamma will man noch Heerden von mehreren Hunderten, ja von Tausenden gesehen haben.

Die Colonisten gehen bloß der Zähne wegen auf die Elephantenjagd, oder wenn sie gerade Fleisch brauchen für ihre

Dienstboten, Sclaven und Hottentotten. Die großen Hauer wägen 100—150 Pfund, und dafür zahlt die Regierung eben so viele Gulden, so daß man mit ein Paar Schüssen manchmal 300 Gulden gewinnt. Daher sind auch manche Jäger so große Wagehälse. Indessen hat man seit Menschengedenken nur ein einziges Beyspiel, daß einer mit dem Rüssel todtgeschlagen wurde. Die Elephanten riechen den Jäger, und laufen oft gerade auf die Stelle zu, wenn sie ihn auch nicht sehen. Ein anderes Beyspiel kennt man, daß 5 Elephanten bloß im Vorbeygehen 3 angebundenen Pferden den Rückgrath entzweygeschlagen haben. Verlorene Zähne findet man in der ganzen Colonie selten, mehr aber, wie es scheint, in der Cafferey.

Man hat in Africa die Paarung auf dieselbe Weise beobachtet, wie in Ostindien, nehmlich nach Art der andern Thiere. Reise S. 282. Le Bailants Reise, übersetzt von Forster I. 121. 143. II. 271.

Nach Lichtenstein versicherte ein Jäger, er habe in Sizilamma einen Elephanten 14 Schuh hoch erlegt; die beiden Zähne hätten $1\frac{1}{2}$ Centner gewogen, und er habe dafür in der Capstadt 200 Thaler bekommen.

In der Cafferey jagt man die Elephanten auf eine sehr mühselige Art. Man wagt es nur einzelne anzugreifen, steckt das Gras rund um sie herum in Brand, und wirft ihnen Hassagayen auf den Leib, die aber meistens abprallen. Das Thier flieht, und die Jäger laufen ihm Tage und Wochen lang nach, bis es zu Tode gequält ist. Diese Ausdauer ist um so merkwürdiger, da sie das Fleisch nicht essen und die Zähne an den König abliefern müssen. Reise I. 345. 349.

In Aethiopien, am Senegal, an der sogenannten Zahnküste, kurz durch das ganze heiße Africa hindurch gibt es noch große Heerden von Elephanten längs der Flüsse, obschon sie häufig, des Elfenbeins wegen, getödtet werden. Alle älteren Reisenden reden davon.

In der heiligen Schrift kommt der Elephant sehr wenig vor. Die Flotte Salomons brachte ihm aus Tharsis Gold, Silber, Affen, Pfauen und Senhabim, was man für Elfen-

bein erklärt, weil das Wort *Sen* Zahn bedeutet. *Rönlge* I. 10. 22. Das Thier selbst erscheint erst seit 221 Jahren vor Christi Geburt, wo nemlich *Philopator* aus Zorn, daß er zu Jerusalem nicht in den Tempel durfte, die Juden zu Alexandrien von Elephanten wollte zertreten lassen. *Maccabäer* I. 3. 17 und 31. III. 5. 2 und 42 *cc.*

Der Elephant hat, wie man zum Theil schon aus dem Vorhergehenden sieht, nicht bloß eine natürliche Geschichte, sondern auch eine politische, militärische, mythologische, artistische und litterarische, und davon hat *A. Schlegel* eine meisterhafte Darstellung gegeben.

Der Besitz des Elephanten hat die Gewerthätigkeit und die Streitkräfte der Staaten vermehrt; sie waren in unzähligen Kriegen die Bundesgenossen des Menschen, im südlichen Asien zu allen Zeiten, am mittelländischen Meere einige Jahrhunderte hindurch. Es ist eine große Merkwürdigkeit, daß man an keinen ägyptischen Denkmälern auch nur die mindeste Spur von Abbildungen des Elephanten findet, während er in der indischen Baukunst und Mythologie eine so große Rolle spielt.

Hätten die Ägyptier etwas von diesem nützlichen Thier, das doch schon in Aethiopien vorkommt, gewußt, so hätten sie es gewiß zu Fortschaffung ihrer großen Lasten verwendet, und ohne Zweifel auch abgebildet. Dabey muß man sich doppelt verwundern, weil man Abbildungen von der Giraffe, welche doch auch weit von Aegypten vorkommt, in einem Tempel zu *Hermionthis*, oberhalb Theben, entdeckt hat. Früher als der Elephant ist das Elfenbein bekannt geworden, und darauf deutet die Stadt *Elephantine* unter den Wasserfällen, welche schon *Herodot* nennt, und die Stadt *Philä*, oberhalb derselben, wohin wahrscheinlich die Aethiopier die Zähne gebracht haben, welche von da zu Lande nach *Elephantine* geschafft werden mußten. Der Name *Phil* bedeutet in allen orientalischen Sprachen den Elephanten oder das Elfenbein; beide Städte heißen mithin Elfenbeinstädte, weil daselbst die Niederlagen waren. *Herodot* und *Hesiod* verstehen unter Elephant auch Elfenbein, indem

10. sie es zersägen, dreheln, färben und auf manchfaltige Art ver-
 hrifti arbeiten ließen, also 800—900 Jahr vor Christus. Die Phö-
 salem nicier haben diesen Handel vermittelt, und ihre Waare ohne
 Ele- Zweifel aus Africa, aus dem Lande Ophir oder Mosambik ge-
 31. holt: denn aus Indien durch Persien bekamen sie dieselbe nicht,
 dem weil die Perser unter Darius Hystaspis, 522 Jahre vor unserer
 son- Zeitrechnung, mit Indien ganz unbekannt waren, dort auch die
 ische Elephanten nur südlich der großen Gebirgskette vorkommen,
 aste keine so großen Zähne haben und auch nicht deshalb gefangen
 werden.

Das Elfenbein war in Griechenland gemein, und wurde
 und von den größten Künstlern, selbst von Phidias, zu den nackten
 Zäh- Theilen ihrer colossalen Statuen verwendet, ebenso in Rom, wo
 hen man es ohne Zweifel von Carthago bekam. Die Zeitgenossen
 hr- des Pericles bewunderten die Pallas und den olympischen Ju-
 das piter im Parthenon aus Elfenbein, ohne einen Begriff vom Thier
 zu in- haben. Bey Herodot bezeichnet der Name Elephas wirk-
 end lich das Thier, welches im westlichen und waldigen Libyen mit
 oße Löwen, Bären, gehörnten Eseln, Pavianen und ungeheuren
 er, Schlangen vorkomme (IV. Cap. 191.), also in der jehigen Bar-
 sie baren, wo es keine mehr gibt.

Xerxes hat keine Kriegselephanten nach Griechenland ge-
 und bracht, ein Beweis, daß er keine gehabt hat und mit In-
 elt dien nicht in Verbindung stand (480 Jahr vor unserer Zeit-
 ch rechnung).

Etesias, der Leibarzt von Artaxerxes Mnemon (405 vor
 Christus), war der erste Grieche, welcher den Elephanten aus
 eigener Ansicht beschrieb, und zwar zu Babylon, wohin wahr-
 n scheinlich einer aus Indien als ein Geschenk gekommen war.
 Er hat zuerst das Märchen verbreitet, daß der Elephant keine
 Gelenke in den Beinen habe, und deshalb stehend schlafen müsse,
 weil er sich weder legen noch aufstehen könne, was aber schon
 Aristoteles widerlegt hat. Etesias erzählt ferner, er habe
 gehört, daß vor dem Heere des Königs von Indien 1000 Ele-
 phanten voraus und 3000 hinterher giengen, welche nöthigen-
 falls als Mauerbrecher gebraucht würden. Eine solche ungeheure

Zahl von Elephanten ist aber wohl nie bey einem Heere gewesen, und wäre auch wohl schwer zu ernähren.

Die ersten Elephanten, welche geschichtlich in einer Schlacht vorkommen, sind die des Darius bey Arbela gegen Alexander den Großen (331 vor Christus). Es waren aber nicht mehr als 15. (Arrian, Exped. Alex. III. c. 9. 11., c. 11. 6., c. 15. 11. 16.) Sie waren ohne Zweifel der Kern von allen Kriegselephanten, welche sich von nun an nach der westlichen Welt bis an die Pyrenäen verbreiteten, und darunter wahrscheinlich diejenigen, woran Aristoteles seine Beobachtungen angestellt hat, woraus auch hervorgeht, daß sein Buch erst in den letzten Jahren seines Lebens fertig geworden ist: denn die Schlacht bey Arbela fiel erst 8 Jahre vor dem Tode des Aristoteles vor, und Alexanders Feldzug nach Indien, wo er in der Schlacht gegen Porus an 200 Elephanten bekam, nur 4 Jahre vorher (327 vor Christus). Ohne Zweifel schickte Alexander dem Aristoteles Elephanten von der Schlacht bey Arbela, welche derselbe sehr wohl in einem Thiergarten halten, beobachten und gelegentlich anatomieren konnte, da er von Alexander 800 Talente bekam, und einige Tausend Menschen, als: Jäger, Fischer, Bogenssteller u.s.w., Geschenke, welche nur ein Fürst machen kann, dem die Schätze der Welt zu Gebote stehen.

Von nun an sind die Elephanten beynähe 300 Jahre hindurch in den endlosen Kriegen gebraucht worden, welche um die Weltherrschaft geführt wurden, bis die Römer endlich allein siegreich auf dem Kampfsplatze blieben; zuerst von den Nachfolgern Alexanders in Macedonien, Epirus, dann von den Carthagern und endlich von den Römern. Man putzte sie mit prächtigen Purpurdecken, setzte Thürme oder vielmehr nur Brustwehren darauf, und barein 3 Bogenschützen, außer dem Führer auf dem Halse. Damit die Elephanten im Schrecken und in der Verwirrung nicht das eigene Heer zertraten, gab Hasdrubal dem Führer, der allgemein der Indier (Indus) hieß, einen Meißel mit einem Hammer, womit er den wildgewordenen Elephanten augenblicklich, durch einen Schlag in das Rückenmark hinter dem Kopfe, tödten konnte (Livius, Hist. L. 27. cap. 49.).

Fünzig Jahre lang nach Alexanders Tod bezog man Elephanten aus Indien. Eudamus bekam für 120 Elephanten, welche er dem Eumenes nach Susa zuführte, 200 Talente (317 vor Chr.). Seleucus Nicator von Babylon und Bactrien erhandelte von einem indischen Fürsten, gegen Abtretung von Land, 500 Elephanten, womit er den Antigonus schlug. Auf den Münzen der Seleuciden steht man häufig Köpfe und ganze Figuren von Elephanten. Demetrius, der Sohn des letztern, verlor nachher 20 Elephanten in Macedonien gegen Pyrrhus (289 vor Chr.). Dieser führte dieselben (280 vor Chr.) nach Italien, wo sie, ungeachtet ihrer geringen Anzahl, einen unglaublichen Schrecken in dem römischen Heere verbreiteten, und dessen Niederlage bewirkten. Dieses sind die einzigen indischen Elephanten, welche jemals zu einem Feldzug in Italien gebraucht wurden. Man nannte sie daselbst lucanische Ochsen (*boves Lucas*), nach ihrem Landungsplatze. In Syrien hatte man nach der Schlacht bey Ipsus (301 vor Chr.) noch 140 Jahr Elephanten; dann mußten sie, auf Befehl der Römer unter dem unmündigen Antiochus Eupator, getödtet werden, über welche Grausamkeit ein Laodiceer, Namens Leptines, so ergrimmete, daß er den Gesandten Octavius ermordete (163 vor Chr.). Das war ziemlich das Ende der indischen Elephanten im Westen, weil man durch Umwälzungen der Zwischenländer wieder ganz von Indien getrennt wurde. Die Ptolemäer (von 323—44 vor Chr.), Herrscher in Aegypten und Nebenbuhler des mächtigen syrischen Reichs, kamen daher auf den Gedanken, äthiopische zu zähmen. Ptolemäus Philadelphus (285 vor Chr.) schickte daher ein Geschwader dahin, und ließ an der Ostküste von Africa mehrere Niederlassungen gründen, von welchen aus man mit den durch freundliche Begegnung gewonnenen Eingeborenen in das Innere auf die Elephanten-Jagd gieng, und dieselben wahrscheinlich zu Schiffe nach Aegypten brachte. Ptolemäus Evergetes (247 vor Chr.) hat besondern Fleiß auf die Abrichtung der Elephanten zum Kriege gewendet; unter seinem Nachfolger aber, Philopator, machte man unangenehme Entdeckungen, daß diese Mühe vergeblich war, indem die äthiopischen Elephanten gegen die indi-

schen nicht Etich hielten. Die Schlacht Philopators gegen Antiochus den Großen von Syrien bey Raphia (217 vor Ehr.) wäre wegen dieses Umstandes beynahel verloren gegangen. Die äthiopischen konnten den Geruch der indischen nicht ertragen, und ließen sich daher gar nicht auf den Kampf ein.

Die Carthager richteten mauritanische Elephanten zum Krieg ab, wozu sie wahrscheinlich durch die sicilischen Feldzüge des Pyrrhus veranlaßt wurden. Sie machten davon glänzenden Gebrauch in der Schlacht, wo Regulus gefangen wurde. Die Elephanten durchbrachen das Fußvolk, und zertraten einen großen Theil des römischen Heeres, wodurch die römischen Soldaten so muthlos wurden, daß sie in Sicilien zwey Jahre lang es nicht wagten, sich mit dem Hasdrubal und seinen 140 Elephanten zu messen. Dennoch gelang es ihrem Feldherrn, C. Metellus, die meisten derselben zu fangen und nach Rom zu führen, wo er sie von Tagelöhnern mit stumpfen Spießen durch den Circus treiben ließ, um seinen Landsleuten eine Art von Verachtung gegen den bisherigen Gegenstand ihrer Furcht bezubringen. Die Elephanten leisteten übrigens den Carthagern ausgezeichnete Dienste den ganzen Zeitraum der drey punischen Kriege hindurch, in Africa, Sicilien, Spanien und Italien, besonders weil ihre Gegner keine ähnliche Waffe entgegen zu setzen hatten. Gegen Menschen waren sie tapfer, nur nicht gegen indische Elephanten. Der römische Feldherr Demitius hielt seine mauritanischen Elephanten im Hintertreffen bey Magnesia gegen Antiochus den Großen, weil er indische Elephanten hatte (190 vor Ehr.). Jugurtha und Zuba in Mauritien hatten die letzten Elephanten, welche noch gegen Julius Cäsar Dienste thaten, und zwar an der Zahl 90; sie wurden aber von den römischen Soldaten besiegt.

Die Römer bräuchten überhaupt die Elephanten wenig im Kriege, und seit den letzten Zeiten der Republik bloß zu den Kampfspielen des Circus, wo viele zu Grunde giengen, was vielleicht selbst auf die Ausrottung im Norden des Atlas Einfluß gehabt hat; indessen gab es daselbst im dritten Jahrhundert noch Elephanten, und Gordian ließ einen solchen mit einem Stier zu Rom kämpfen. Diese Elephanten scheinen den indischen an Ge-

lehrig
mit d
und a
der d
ihre Z
auf,
nicht
Chara
Polster
nahme
dächtig
Sitte
weiße
über
Sie w
einzel
einige
und n
Eleph
Z
ten Jo
liothek
Z
länder
von P
(Phil.
von Z
du B
Skele
Oss. f
Z
fi
wohl
in der
nur w
Menge

Lehrigkeit nicht nachgestanden zu haben; sie lernten die Buchstaben mit dem Griffel zeichnen, auf einem schräg gespannten Seil auf und ab gehen; ihrer vier trugen auf einer Sänfte einen fünften, der den Kranken vorstellte. Dem Germanicus war es gelungen, ihre Zucht in Italien zu bewirken, und solche führten einen Tanz auf, paarweise geordnet und männlich und weiblich angepußt, nicht bloß nach dem Tacte, sondern mit Bewegungen, die dem Character der Musik angemessen waren; sie lagerten sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel, und nahmen aus goldenen oder silbernen Bechern und Schüsseln bedächtlich ihre Mahlzeit ein, mit aller Beobachtung der feinen Sitte und des Anstandes. Man hatte auch zur Zeit des Horaz weiße Elephanten, welche ohne Zweifel aus Indien zur See über Alexandrien eingeführt oder als Geschenke geschickt wurden. Sie wurden endlich auch in Rom auf Münzen geprägt, bald einzeln, bald gepaart vor Wägen. Nach Julius Cäsar hört man einige Jahrhunderte hindurch nichts mehr von Kriegselephanten, und nur Didius Julianus (193) suchte in der Noth Spiel-Elephanten zum Kriege abzurichten.

In Persien dagegen führte man noch im vierten und sechsten Jahrhundert Elephanten gegen die Römer. Jüdische Bibliothek I. S. 2. 1820. S. 129.

Der Elephant wurde häufig anatomiert. Zuerst von dem Ir-länder A. Meulens (Anat. of the Elephant 1682. 8.). Dann von Perrault (Mém. ac. III. 3. 1696. p. 91.); von P. Blair (Phil. Trans. 1710. Nro. 326. Baddam, Abr. V. p. 274.); von Leeuwenhoek (Phil. Trans. 1712. Nro. 336.); J. G. du Bernoy (Commentar. petrop. II. 1740.). Schädel und Skelete bey Camper Elephant; Cuvier (Ann. Mus. VIII. 155. Oss. foss. I. 7.); D'Alton, Pachydermen tab. I. 2.

Versteinerte Elephanten (*E. primigenius*)

findet man in der ganzen Welt, in allen Climates, sowohl den heißen, als den gemäßigten und den kältesten, selbst in der Nähe des Polarkreises, im aufgeschwemmten Lande, nur wenige Schuh unter der Erde, und zwar in solcher Menge, daß sie gegenwärtig zu den gemeinsten Versteinerungen

gehören. Man findet an manchen Orten ganze Duzende von Hautzähnen beyfammen, als wenn sie von Menschenhänden wären auf einen Haufen gelegt worden. Vielleicht ziehen sich diese Thiere in Höhlen oder an abgelegene Plätze zurück, wann sie ihren Tod nahe fühlen: jedoch hat man darüber keine Beobachtungen, weder in Indien noch in Africa. Vor Zeiten, ja noch vor 100 Jahren, hat man sie für Riesenknochen gehalten und ein großes Aufsehen davon erhoben, was sie auch in diesem Sinne mit Recht verdienten. Am wichtigsten sind sie für Sibirien, wo sie Mammont heißen (nicht Mammuth), weil sie daselbst in großer Menge vorkommen und die ungeheuern Hauer noch so gut erhalten sind, daß man sie, wie anderes Elfenbein, verarbeiten kann. Sibirien liefert vielleicht eben so viel Elfenbein in den Handel, als Africa, obschon daselbst schon seit Jahrtausenden keine Elephanten mehr leben. Was aber noch merkwürdiger als die Menge ist, das ist die Art des Vorkommens dieser Knochen.

Im Lande der Ostiaken, Jakuten, Tungusen, Samojedern, Buräten, in der Nachbarschaft der Flüsse Dby, Jenisei, Lena u. s. w., vom 55.° an bis zum 70. oder aus Eismeer, findet man oft, beym Aufstauen des Eises in sandigen Gegenden, in Höhlen und an Ufern ungeheure Zähne, oft sammt den Riefen und dem ganzen Skelet, nicht selten noch blutig und von Fleisch umgeben. Die Einwohner nennen das Thier Mammont, und sagen, es lebe unter der Erde und stoße dieselbe mit seinen Hörnern oder Zähnen vor sich her, sey ungeheuer groß, 4 bis 5 Ellen hoch und 9 lang, grau, habe einen langen und breiten Kopf, den es bey seinen unterirdischen Wanderungen bald ausstreckte, bald zurückziehe; die Füße seyen wie beym Bären. Es suche seine Nahrung im Schlamm; wenn es aber in Sandboden komme, so falle es beständig ein, könne die Füße nicht mehr herausziehen und müsse sterben; ebenso wenn es an die Luft komme, und daher finde man es meistens an den höchsten Ufern, wo es zufällig bey seinem Wählen aus den Wänden herausgerathe. Es gebe Zähne, welche 200 Pfund schwer seyen. Man treibt damit großen Handel, nicht bloß durch ganz Rußland,

sondern auch nach Georgien, Persien, die Türkey, die Tatarey und selbst bis China, wo man allerley Schnitzwerk daraus macht. Der Zoll von diesen und den Walrosz-Zähnen in Moskau, soll jährlich 80,000 Rabel (120,000 Reichsthaler) dem Schatze des Kaisers eintragen, weil dieses Elfenbein das indische an Schönheit und Weiße übertrifft. Isbrand Ides, Gesandtschaftsreise nach China, im Jahr 1692. 1707. Cap. 6 und 20.

Pallas gibt von diesen Knochen umständliche Berichte in den Abhandlungen der Petersburger Academie. *Novi commentar.* XIII. 1768. 436. XVII. 1772. 576. Er hat im Jahr 1772 in den kältesten Gegenden Sibiriens unter der Erde Nashörner gefunden mit Fleisch, Haut und Haaren, und im Jahr 1806 erfuhr der Reisende Adams zu Jakuzk, daß man am Ausfluß des Lena ins Eismeer ein Mammont, ebenfalls mit Fleisch, Haut und Haaren bemerkt habe (*Journal du Nord. Pétersbourg* 1807, und daraus in den Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, October 1807. Nr. 130. *Geographische Ephemeriden von Weimar, 1808, S. 258—276.*).

Er reiste deshalb am 7. Juny ab, um diese kostbaren Ueberbleibsel zu retten, kam am 16. in dem Städtchen Schogansk an, am Ende des Monats in Kumat-Surka, wo 40—50 tungussische Familien wohnen. Daselbst schloß sich das Haupt der Tungusen, Ossip Schumachof, welcher das Thier entdeckt hatte, und dem der Boden gehörte, ein Kaufmann mit Namen Besskoff, an ihn an. Sie reisten am Ende des Sommers mit seinem Jäger, 3 Cosaken und 10 Tungusen in Rennthierschlitten weiter, und kamen nach 2 Tagen am Eismeer an, wo sie am rechten Ufer des Lena, auf der Halbinsel Tamud, ihre Zelte aufschlugen, nur einige Hundert Schritt von dem Thier. Im Jahr 1799 besuchte Schumachof diese Gegend nebst seiner Frau, um Mammontszähne zu suchen, wobey er in einer Masse Eis einen unförmlichen Block bemerkte, der nicht wie ein Hausen stühendes Holz ausah, das man gewöhnlich daselbst findet. Er stieg ab, kletterte auf einen Felsen, um ihn besser zu sehen, konnte aber nicht erkennen, was es war. Im Jahr darauf entdeckte er da-

selbst das Knochengeriist eines Walrosses, und der Block war mehr frey von Eis; am Ende des nächsten Sommers zeigte sich endlich die Seite des ganzen Thiers und ein Hanzahn ganz aus dem Eis. Einige alte Leute erzählten aber, sie hätten von ihren Vätern gehört, daß man ehimals auf derselben Halbinsel ein ähnliches Ungeheuer gesehen habe, und bald darauf sey die ganze Familie dessen, der es gesehen, ausgestorben. Das erschreckte das Haupt der Tungusen dermaßen, daß er krank wurde. Nach seiner Wiederherstellung reizten ihn doch die ungeheuern Hauer so sehr, daß er sich entschloß, dieselben zu bekommen. Allein der kalte Sommer ließ es nicht zu. Erst am Ende des fünften Jahrs wurden seine Wünsche erfüllt. Das Eis zwischen dem Land und dem Mammont war geschmolzen, und das Thier rutschte herunter gegen das Land und blieb auf einer Sandbank liegen. Im März 1804 sägte er ihm beide Zähne ab, und vertauschte sie gegen Waaren für 50 Rubel.

Adams traf nun 2 Jahre später das Thier auf derselben Stelle, aber ganz verstümmelt, weil die Jakuten das Fleisch abgerissen hatten, um es ihren Hunden zu geben; dasselbe thaten die weißen Bären, Wölfe, Vielfraße und Füchse, welche ihre Höhlen in der Nähe hatten. Das Skelet war aber noch ganz, mit Ausnahme eines Vorderfußes. Der Kopf war mit einer trockenen Haut bedeckt, ein Ohr gut erhalten und mit einem Busch borstenartiger Haare bedeckt; auch die Augen noch erhalten, ebenso das Hirn; die Spitze der Unterlippe war aber zernagt; die Füße, mit Haut bedeckt, hatten noch ihre Sohle. Schumachof sagte: es sey sehr dick und gut genährt gewesen; der Bauch hieng ihm bis an die Knie. Dieses Mammont war ein Männchen mit einer langen Mähne am Halse, aber ohne Schwanz und Rüssel. Von der Haut des Leibes war $\frac{3}{4}$ übrig, dunkelgrau, mit röthlichen Haaren bedeckt, und schwarzen Borsten, dicker als Rosshaar. Die Höhe des Skelets beträgt 9 par. Schuh, die Länge bis zum Steißbein 7, die Hauer 9, und jeder wog 175 Pfund; der Kopf allein 400. Adams sonderte die Haut ab, und 10 Personen waren kaum im Stande, sie von der Stelle zu bringen; aus dem Boden ließ er die Haare sammeln, und bekam über

35 Pfund. Es wurde alles nach Petersburg geschickt, wo es freylich auf einem Wege von 1200 Meilen so gelitten hat, daß an der Haut selbst kein Haar mehr ist. In der Gegend umher lagen noch eine Menge Hauer, nebst ungeheuern Stämmen von Holz, welche auf den sibirischen Flüssen hieher geschwemmt werden. Die Hauer sind viel mehr gekrümmt, als bey den lebenden Elephanten, ja es gibt dergleichen, welche $\frac{3}{4}$ eines Kreises vorstellen, und in Jakutsk hat er einen gesehen, der 21 Schuh lang war und 280 Pfund wog. Das Thier ist auf dem ganzen Leibe sehr dick mit Haaren bedeckt, und hat auf dem Halse eine lange Mähne, wie seine Reisegefährten versichern; er selbst aber hat noch am Kopfe, an den Ohren und am Halse Haare entdeckt, eine Arschine lang (26 Zoll 8 Linien). Die Haare, womit das Thier bekleidet und gegen Kälte geschützt ist, deuten darauf, daß es in der Gegend gelebt hat.

Adams schiffte sodann mit dem Thier den Lena herauf und schickte sodann alles nach Petersburg. Er bekam von der Academie für Reisekosten und Belohnung 8000 Rubel, und wurde Professor in Moskau.

Liljesius beschreibt diese Ueberreste genauer, und bildet dieselben ab in den Petersburger Abhandlungen, *Mém. Ac. de Pétersbourg* V. 1812. 479. tab. 10. 11.

Von diesen versteinerten Elephanten hat Cuvier alle Fundorte gesammelt, *Ann. Mus.* VIII. 1806. 1. Sie stehen dem indischen am nächsten, und unterscheiden sich von ihm vorzüglich durch zahlreichere und dünnere Blätter in den Backenzähnen.

Solche Versteinerungen finden sich viele abgebildet. Breynius, *Phil. Trans.* 40. 446. tab. 1. 2. Camper, *Elephant* 1802. Cuvier, *Ann. Mus.* VIII. 149. tab. 2. 4. 5. 6. 8. tab. 4. *Oss. foss.* I. 75. D'Alton, *Pachyd.* 2.

Den Behemoth, welchen Hiob, Cap. 40, als ein außerordentlich starkes Thier schildert, das Heu fresse wie ein Ochse, den Schwanz wie eine Ceder ausstrecke, eisenveste Gebeine habe, Kräuter auf Bergen fresse, während andere Thiere daselbst spielen, gern in Schatten, Rohr und Schlamm verborgen liege, viel

fause, und sich nicht vor dem Wasser fürchte, sich auch nicht seine Nase mit Stricken durchbohren lasse u.s.w., halten die meisten gelehrten Theologen für den Elephanten, so Franzius (Hist. an. sacra. 1633. p. 31.), Michaelis, Schoder (Hierozoicon I. 1784. 8. p. 1.); auch der Reisende Bruce; andere für den Mammont, was dasselbe wäre, wenn sie ihn nicht für einerley hielten mit dem Walros, welches bekanntlich nur im höchsten Norden lebt, wie Avril (Voyages 1694. 4. III. 95.), L. Langius (Reise nach China 1715, deutsch: das veränderte Rußland 1721.); andere für das Flußpferd, wie Bochart (Hierozoicon 1663. II. Fol. 753.); andere sogar für den Manati oder eigentlich Dujong, wie Hasäus, Professor zu Bremen (Dissert. nona. 1731. 587.). Wahrscheinlicher ist die Vermuthung, welche er zuerst aufstellte, daß das Tachasch, mit dessen Fell der Tachernakel bedeckt wurde, und aus dem man viele Jahre haltende Schuhe machte, der Manati aus dem rothen Meer oder der Dujong ist.

b) Am Ohio in Nordamerica entdeckte man schon vor 100 Jahren Knochen von einem Thier eben so groß als der Elephant, und von demselben Bau, auch mit Hauern, aber mit Backenzähnen, welche viele dicke Spitzen hatten, woraus man schloß, daß das Thier fleischfressend gewesen sey.

1) Man nannte es daher fleischfressenden Elephant und Ohiothier (*Mastodon giganteum*, *Animal incognitum*). Beym Abkauen der Zahnspitzen entstehen elliptische Figuren.

Später hat man seine Ueberbleibsel an den entferntesten Orten von Nordamerica entdeckt, und zwar die Knochen so gut erhalten und so nahe beysammen gefunden, daß man ganze Skelete davon machen konnte; auch hat man Zähne in Sibirien gefunden. Mather, *Phil. Trans.* XXIX. 1712. 62. Collinson, *ibid.* 57. pag. 464. W. Hunter, *Phil. Trans.* 58. 1767. 42. Buffon, *Suppl. V. tab.* 5. Peale, *Skeleton of the Mammoth* 1802; *Disquis. of the Mammoth* 1803. E. Home, *Phil. Trans.* 1801. 2. p. 319. *tab.* 21. 23. Cuvier, *Ann. Mus.* VIII. 270. *Oss. foss.* I. 205. *tab.* 1—4. Bonn, *Mastodonte* 1810. 8. *tab.* Kaup, *Oss. foss. Atlas IV.* Zähne

aus Sibirien haben abgebildet: Buffon, Epoques de la nat. 1775. tab. 1—3. Pallas, Nov. commentar. Petrop. XIII. 1777. 471. tab. 9. XVII. p. 576.

2) In ganz Europa, besonders in Frankreich und Italien, und auch in Deutschland kommt eine kleinere Gattung vor, mit schmalen Zähnen, welche durch Abkautung eine Zeichnung gleich einem Kleeblatt bekommen, und dadurch denen des Flusspferdes ähnlich werden (*Mastodon angustidens*). Die sogenannten Türkise von Simorre im südlichen Frankreich, unweit Auch, sind nichts anderes, als von Eisenkalk gefärbte Zähne dieses Thiers, welche im Feuer schön blau werden. Reaumur, Mém. act. 1715. 174. Knorr, Deliciae tab. 8. Kennedy, neue philos. Abhandl. von München IV. 1785. S. 1. Fig. Sömmerring, Münchner Denkschr. VII. 30. Taf. Cuvier, Ann. Mus. VIII. 401. tab. 1—4. Oss. foss. I. 250. tab. 1—4. D'Alton, Pachydermen tab. 3.

4. G. Die Nashörner (*Rhinoceros*)

sind Thiere fast so groß wie der Elephant, haben aber keinen Rüssel und keine Hauer, dagegen ein oder zwey aus hornigen Fasern bestehende Hörner auf der Nase, lange aufrechte Ohren, und nur 3 Hufe an jedem Fuße.

Der Character liegt in den Ohren.

Sie finden sich bloß in Indien und im südlichen Africa. Es verhält sich mit der Kenntniß ihrer Lebensart ganz umgekehrt, als mit dem Elephanten, welche bey dem indischen bis aufs genaueste bekannt ist; bey dem africanischen fast gar nicht. Das Nashorn dagegen in diesem Lande ist vielfältig und in den meisten seiner Verhältnisse beobachtet worden, während man vom indischen nicht viel weiß, obschon es das einzige ist, welches schon einigemal in Europa herumgeführt worden. Sie haben fast eine ganz haarlose Haut, wälzen sich gern im Schlamm, wie die Schweine, und fressen nichts als Pflanzen. Sie haben alle je 7 Backenzähne, und die indischen noch in jedem Kiefer 2 ziemlich große, gegen einander stehende Vorderzähne, welche den africanischen fehlen. Ehmals kannte man nur ein indisches und ein africanisches; jenes mit einem, dieses mit 2 Hörnern, und selbst

diese beiden wollte man nur für eine Gattung ansehen, weil die Zahl der Hörner zufällig seyn könnte. Man unterschied sie aber schon zu den Zeiten der Römer, wie es sich aus den Epigrammen des Martials ergibt *):

Das Nashorn.

1. Auf dem geräumigen Plan, o Cäsar, führte das Nashorn
Solcherley Kämpfe dir aus, als es sie nimmer verhieß.
Wie in erbittertes Rasen entglühete stürmend das Unthier!
Wie gewaltig durch's Horn, welchem ein Ball war der Stier!
2. Während bekümmerte Heher zum Kampfe aufreizen das Nashorn,
Und lang sammelt den Born dieses gewaltige Thier,
Schwindet dem Volke die Hoffnung des Kampfs voll großer
Erwartung;
Aber dem Unthier kehrt wieder die eigene Wuth:
Denn es erhob mit doppeltem Horn den gewaltigen Bären
Leicht, wie die Docken der Stier wirft zu den Sternen empor.
3. Den du neulich erblickt auf des Herrn ausonischer Kampfbahn,
Ich bin's, welchem der Stier eben zur Docke gebient.

Willmann.

Man hatte daher in Rom Nashörner aus Indien und Africa.

*) De rhinocerote.

1. Praestitit exhibitus tota tibi, Caesar, arena,
Quae non promisit, proella rhinoceros.
O quam terribiles exarsit pronus in iras!
Quantus erat cornu, cui pila taurus erat!

Martial de Spectac. 9.

2. Sollicitant pavidum dum rhinocerotam magistri,
Seque diu magnae colligit ira ferae;
Desperabantur promissi proelia Martis:
Sed tamen is rediit cognitus ante furor.
Namque gravem *gemino cornu* sic extulit ursum,
Jactat ut impositas taurus in astra pilas.

Ibid. 22.

3. Nuper in Ausonia domini spectatus arena
Hic erit ille tibi, cui pila taurus erat.

Epigramm. XIV. 53.

Merkwürdig bleibt es immer, daß Aristoteles nichts vom Nashorn gewußt hat, woraus augenscheinlich hervorgeht, daß es in den Ländern, welche Alexander durchzogen, also bis an den Indus, nicht vorkommt: denn sonst würde er ihm gewiß solche merkwürdige Thiere zugeschickt haben, wie früher Elephanten. Doch ist es kaum zweifelhaft, daß sein indischer Esel mit einem Horn darunter verstanden werde (Lib. 2. cap. 2. 9.); das hat er aber auf jeden Fall nur dem Estesias nachgesagt. Noch merkwürdiger aber ist es, daß auch die Aegyptier dieses Thier nicht gekannt haben, obgleich es gewissermaßen in ihrer Nachbarschaft lebte, nemlich in Abyssinien. In keinem Tempel ist es abgebildet.

Der erste, welcher dieses Thiers erwähnt, ist Agatharchides, unter Ptolomäus Philometor (180 vor Ehr.); später Strabo, der selbst eines in Alexandrien gesehen hat, Plinius, Melian, Oypian u. a. Pausanias nennt sie äthiopische Ochsen, ein Name, der auch bey spätern Schriftstellern wieder vorkommt. So sagt Barthema (Bartoman) von Bologna: er habe (um das Jahr 1500) in der Stadt Zeila in Aethiopien Kühe gesehen, welche auf der Stirn ein einziges Horn hatten, $1\frac{1}{2}$ Spannen lang; es sieht etwas mehr nach hinten als nach vorn; ihre Farbe ist braunroth. (Itinerario in Ramusio III. lib. II. cap. 15; deutsch: Bartoman 1508. Cap. 16.) Daher darf man sich nicht wundern, daß sie von Andern gehörnte Pferde und Esel genannt wurden, woraus dann das fabelhafte Einhorn (Monoceros) geworden ist.

Die arabischen Schriftsteller haben schon gewußt, daß es in Indien und Nubien gibt, und es unter dem Namen Carcand bezeichnet.

Nach Plinius brachte Pompejus zuerst (61 Jahr vor Christus) das Nashorn, mit einem einzigen Horn auf der Nase, wie man es übrigens oft gesehen habe, nach Rom zu den Spielen, nebst dem Luchs aus Gallien und dem Pavian aus Aethiopien. Das Nashorn sey der geborene Feind des Elephanten; es wehe das Horn an einem Stein und ziele im Kampfe vorzüglich nach dem Bauche, wohl wissend, daß er weicher ist; in

der Länge sey es ihm gleich, habe aber viel kürzere Beine und die Farbe des Buchsbaums. (Lib. VIII. cap. 20.)

In die Stadt Aduliton, der größte Handelsplatz der Troglodyten und Aethiopier, 5 Tagreisen zu Schiffe von Ptolemais, wird sehr viel Elfenbein, Hörner vom Nashorn, Leder vom Flusspferd, Schildkrott, Paviane und Slaven gebracht; auch sind in der Gegend große Elephanten-Jagden. Man finde schon bey Merve Nashörner und Elephanten. (Lib. VI. cap. 29.)

Nach Dio Cassius (Lib. XV. 460.) sah man auch ein Nashorn bey dem Triumphe des Augustus über die Cleopatra; nach Martial unter Domitian; nach andern unter Antoninus Pius, Gordianus und Heliogabalus.

Von nun an folgt tiefes Stillschweigen über dieses Thier, und nur Marco Polo hat es im 13. Jahrhundert in Indien wieder gesehen, und zwar auf Klein-Java oder Sumatra. „Sie haben viele wilde Elephanten und Nashörner (Leoneorni), die viel kleiner sind, als jene, und in der Behaarung dem Büffel ähnlich; die Füße wie bey dem Elephanten. Sie haben ein Horn mitten auf der Stirn, thun aber damit niemanden etwas, sondern nur mit der Zunge und den Knien: denn sie haben auf der ersten einige lange Stacheln, und wenn sie jemanden angreifen wollen, so stoßen sie ihn mit dem Knie nieder, und schlagen dann mit der Zunge auf ihn los. Sie haben einen Kopf, wie das Wildschwein, und tragen denselben nieder, gegen die Erde gefehrt. Sie halten sich gern im Schlamm auf, und sind überhaupt rohe Bestien.“ Ramusio II. 52.

Isidor von Sevilla und Albertus Magnus (II. 1. XII.) wissen fast nichts mehr davon; sie vermischen es mit dem berühmten Einhorn. Das erste, welches man wieder in Europa sah, war zu Lissabon 1513, wo es der König Emmanuel aus Ostindien erhielt. Der Ruf davon erscholl durch alle Länder, und Albrecht Dürer gab zuerst einen Holzschnitt davon heraus, nach einer schlechten Abbildung, die ihm von Lissabon zugeschickt wurde. Es sieht aus, wie mit einer Schabracke bekleidet, und hat Schuppen an den Füßen, wie an einem Panzer; auch noch ein kleines Horn auf der Schulter. Dieser Holzschnitt

lief durch ganz Europa, und war fast 200 Jahre lang das einzige Bild, welches man von dem Thier hatte. Gesner hat es nachgebildet, und nichts weiter davon gesagt, als was bey den Alten vorkommt (p. 952).

Endlich gab Piso 1658 das Werk von Bontius, welcher viele Jahre als Arzt auf Java gelebt hat, mit einer etwas bessern Abbildung heraus, die Piso aus Indien erhalten hatte. Bontius gibt nur die Abbildung des Kopfes. Dieser sagt: Garcias ab Orto habe es zu Goa, wo er Leibarzt gewesen, nie gesehen, er aber wohl tausendmal, sowohl in einer Hütte eingeschlossen, als auch bisweilen auf dem Wege zur Waide in den Wäldern; er wolle es daher nach der Natur beschreiben, damit man die Fehler der Maler erkenne, welche es mit Schildern und Schuppen bedeckt vorstellen. Die Haut ist schwärzlich-grau, wie die des Elephanten und indischen Büffels, kahl oder nur mit wenigen Haaren besetzt, runzelig und mit Falten überzogen, welche ungefähr wie Schilder und Panzer aussehen; sie ist übrigens so dick, daß ein japanischer Säbel kaum einschneidet. Es hat eine Art Schweinsrüssel, der jedoch nicht so stumpf, sondern mehr spitzig ist, und über den Naslöchern steht das berühmte Horn, bald schwarz, bald grau, bisweilen weiß, und dann wird es viel theurer verkauft. Es ist fast so groß als der Elephant, aber wegen der kürzeren Füße nicht so ansehnlich. Seinem Naturell nach ist es unschädlich, gereizt aber sehr grausam, und wüthet nicht bloß gegen den Beleidiger, sondern gegen alles, was ihm in den Weg kommt; es wirft selbst Bäume mit ungeheurem Getrache nieder. Hat es einen Menschen niedergeworfen, so tödtet es ihn durch Lecken mit seiner rauhen Zunge, so daß es die Haut sammt dem Fleisch bis auf die Knochen abraspelt; daher frist es auch am liebsten dorniges Gesträuch.

Das Thier ist übrigens nicht fleischgierig, wie der Tiger; dennoch kann ich ein Beyspiel von der Wuth des gereizten Thiers mittheilen, welche es erst kürzlich an dem Secretär der Stadt Batavia ausgelassen hat. Er stieß auf einem Ritt, mit zwey andern, in den Wald, an einem sumpfigen Ort auf ein Nashorn mit seinem Jungen. Es stand auf, führte

langsam das Junge weiter in den Wald, und gab ihm, da es nicht fort wollte, einen Stoß mit der Schnauze. Indessen hatte einer seiner Begleiter die Verwegenheit, dem Thier nachzureiten und ihm mit einem japanischen Säbel Hiebe auf den Hintern zu geben, die aber, wegen der dicken Haut, nur einige weiße Streifen zurück ließen. Das Thier ertrug sie geduldig, bis sein Junges im Gesträuch verborgen war: dann wendete es sich plötzlich mit ungeheurem Grunzen und Zahnknirschen gegen den Reiter, und zerriß ihm einen Stiefel in Fetzen: und es wäre um ihn geschehen gewesen, wenn das Pferd nicht klüger gewesen wäre als der Leiter. Es sprang zurück und floh aus allen Kräften; das Nashorn hinterher, Bäume und alles was ihm hinderlich war, mit fürchterlichem Gefrache niederschmetternd. Als das Pferd zu den Begleitern zurück kam, gieng das Nashorn auf diese los, welche sich aber glücklicher Weise, um der Wuth des Ungeheuers auszuweichen, hinter zween große Bäume, kaum 2 Schuh aus einander, flüchteten, wo das Thier, in seiner Dummheit, schlechterdings dazwischen hindurch wollte und dieselben, wie Rohr, zittern machte; indessen waren sie doch so dick, daß sie den Stößen seiner Stirn widerstanden und die Leute Zeit hatten, ihm einige Schüsse auf den Kopf zu geben, durch welche es fiel.

Was man von seiner Freundschaft mit dem Tiger sagt, scheint mir nur eine Heuchelei zu seyn: denn ein weibliches Nashorn, welches ein Junges hat, läßt den Tiger nicht neben sich hergehen: und als ich einmal aus der Stadt an den Fluß spazieren gieng, um die lieblichen Pflanzen zu betrachten, fand ich am Ufer ein junges, noch lebendiges und jämmerlich heulendes Nashorn liegen, dem die Hinterbacken abgerissen waren, ohne Zweifel von einem Tiger. Wenn auch beide Thiere neben einander hergehen, so sehen sie einander immer mit schiefen Augen an, grunzen und blecken die Zähne, was sicher kein Zeichen von Freundschaft ist. Es heißt Abada auf Java. Hist. nat. Indiae, 1658. 50.

Nachher hat Charadin ein Nashorn in Spahan gesehen, und die erste gute Abbildung davon gegeben. Es hatte nur

ein Horn, und dennoch sagt er, der Schach habe es durch einen Gesandten aus Aethiopien zum Geschenke bekommen, wo man es zähme und zur Arbeit abrichte, wie die Elephanten. Es war so groß wie ein gewöhnlicher Ochse; die Haut dunkel graubraun, wie bey dem Elephanten, aber rauher und dicker, mit kleinen Knoten oder Verhärtungen bedeckt, den Schuppen der Schildkröten so ähnlich, daß man sie kaum unterscheiden kann. Sie macht 5 dicke Falten, ohne diejenige, welche von den Ohren ab um den Hals geht, wie eine Krause. Eine dieser Falten bedeckt die Schultern bis herunter zum Bauch; eine andere den ganzen Rücken und Bauch; drey andere die Schenkel, aber nach der Länge des Thiers gefaltet, nehmlich der Rand derselben um die Schenkel wagrecht herumlaufend, während der der vorigen senkrecht geht. Das Horn hat fast die Gestalt und Dicke eines Zuckerhuts von 2 Pfund, ist aber etwas nach hinten gebogen, graubraun, wie die Haut, und steht über den Naslöchern. Die Schnauze ist rund, und gebogen wie ein Adlerschnabel: dennoch die Oberlippe breit und flach. Vorn in den Kiefern stehen vier Zähne, zwey oben und unten [also wie bey dem indischen]; die Zunge ist kurz und dick; die Augen liegen weit unten, fast gerade hinter dem Mundwinkel; der Schwanz keinen Schuh lang, dünn, mit 8 oder 10 Knoten, wie ein Rosenkranz; die Füße kurz und dick, ohne sichtbare Gelenke, mit 3 Hufen. Man hielt das arme Thier so schlecht (weil ihm sein Wärter die Nahrung stahl), daß man, ungeachtet der Dicke seiner Haut, die Rippen zählen konnte.

Was man von seiner Feindschaft mit dem Elephanten erzählt, ist falsch; es stand hier mit zweyen Elephanten in dem nämlichen Stall, und oft hab ich sie beysammen auf dem Schloßplatze gesehen, ohne daß sie die geringste Abneigung gegen einander zeigten. Man behauptet auch, daß die indischen Fürsten sich deshalb Becher aus dem Horne machen ließen, weil er so gleich schwitze, wenn etwas Gift im Getränke ist, was aber auch unter die Fabeln gehört. *Voyages en Perse. 1711. 8. VIII. 131. tab. 40.*

Im Jahr 1685 kam ein Nashorn nach England und wurde

abgebildet; wieder eines 1739, welches Parson beschrieben hat; 1741 wieder eines ebendahin, und von da nach Holland und Paris, abgebildet von Albinus und Buffon; 1746 wahrscheinlich dasselbe nach Deutschland, von C. A. Bergen beschrieben; 1793 wieder eines nach Paris, anatomiert von Vic d'Azur; 1816 eines nach Deutschland, beschrieben und abgebildet von J. Wolf zu Nürnberg. Dieses sind ziemlich die Nashörner, welche lebendig nach Europa kamen. Sie stammten alle aus Indien, und es ist noch kein einziges aus Africa bey uns gesehen worden.

Man theilt die Nashörner in asiatische und africanische, zwischen welchen der merkwürdige Unterschied besteht, daß jene in jedem Kiefer zwey große Vorderzähne haben, welche diesen fehlen; außerdem im Zahnfleisch noch je zwey verkümmerte Vorderzähne, und zwar unten zwischen den großen, oben auswendig an denselben. Sonst sind alle einander sehr ähnlich in Gestalt und Größe, so daß man sie leicht für einerley Gattung halten könnte.

a. Indische Nashörner.

1) Das gemeine (Rh. unicornis, indicus)

wird gegen 12 Schuh lang und 7 hoch, ist fast haarlos; die graubraune Haut bildet senkrechte Falten um den Hals, eine vor und hinter der Schulter, eine vor der Hüfte, eine wagrechte um den Oberarm, eine auf dem Kreuz und eine oder zwey um den Schenkel; ein einziges Horn senkrecht auf der Nase, oft mehrere Schuh lang.

Dieses Thier lebt fast ausschließlich am westen Lande von Indien, am häufigsten in Bengalen, jenseits des Ganges, in Siam, Cochinchina, auch noch in China, und zwar in der Provinz Suchuen, in Wäldern und Sümpfen, in welchen es sich gern wälzet, wie die Schweine; es lebt einsam oder paarweise, schweift wenig herum, und bleibt oft stundenlang an demselben Platze stehen, ist überhaupt träg und stumpf, kann jedoch gereizt sehr in Zorn gebracht werden, und wird dann gefährlich, besonders durch das Horn, womit es den Leib durchbohrt. In Bezug auf seine Nahrung verhält es sich zum Elephanten, seinem nächsten Obem in der Größe, wie der Esel zum Pferd, frisst nehmlich

am liebsten harte Stauden, Disteln, Ginster, Sträucher u. dergl. Es soll dieselben mit der Oberlippe abreißen, fast wie der Elefant mit seinem Rüssel, obschon sie wenig verlängerbar ist. Es ist überhaupt ein friedliches Thier, und greift weder andere noch den Menschen an, wenn es nicht gereizt wird. Was Plinius von seiner Feindschaft mit dem Elephanten erzählt, hat er wahrscheinlich aus den Kämpfen zu Rom genommen, wo man sie dazu gezwungen hat.

Indessen ist seine Jagd gefährlich, weil, wegen der dicken, harten und ebenen Haut, kein Säbel und nicht leicht eine Kugel durchgeht. Die Jäger suchen es daher in seinen Sümpfen, während des Schlafs, unter dem Winde zu beschleichen, und ihm ganz in der Nähe einen Schuß neben dem Ohr zu geben, welches der einzige Ort ist, wo es tödtlich verwundet werden kann. Gervaise, Hist. nat. de Siam, 1688. pag. 35.

Aus der Haut macht man Panzer und Schilder, und sonst werden verschiedene Theile, wie das Blut, die Zähne, die Klauen und das Horn abergläubisch als Gegengift aufbewahrt. Das Fleisch wird, ungeachtet seiner Zähigkeit, hin und wieder gegessen. In Ostindien selbst wurde das Thier nie von einem Naturforscher gehörig beobachtet und in seiner Lebensart geschildert. Man hat davon nur abgerissene Stücke von einigen ältern Reisenden, die sie auch größtentheils nur von Hörensagen haben.

Am besten wurde eines von Dr. Parson in England beobachtet und beschrieben. Es war ein zweyjähriges Männchen, nicht größer als eine junge Kuh, welches Herr Cole, Vorsteher der Factorcy zu Patna in Bengalen, durch den Capitän Acton nach London geschickt hat, wo es gezeigt, beschrieben und abgebildet wurde. Sein Futter bestand in Reis, Zucker und Heu. Reis bekam es täglich 7 Pfund, mit 3 Pfund Zucker untermischt, in 3 Mahlzeiten vertheilt, und wöchentlich einen Bund Heu, nebst Grünem, das ihm oft gebracht wurde, weil es dasselbe lieber fraß, als sein trockenes Futter; es soff auch sehr viel Wasser.

Es war von stilkem Naturell und ließ sich überall angreifen: wurde es aber geschlagen, oder war es hungerig; so wurde es sehr zornig, ließ sich jedoch durch Darreichung des Futters besänftigen. Im Zorn lief es herum, sprang unglaublich hoch, und rannte, ungeachtet seiner Plumpheit, mit großer Wuth und Geschwindigkeit an die Wände, besonders des Morgens vor dem Fressen, so daß es in seiner Freyheit wohl ein wildes und unbändiges Thier seyn mag. Das Horn war noch nicht über 1 Zoll hoch. Die Unterlippe sieht wie bey einem Ochsen aus, die obere aber mehr wie die eines Pferdes, und es bedient sich auch derselben auf die nämliche Art, um das Heu aus der Raufe zu reißen, oder das Gras auf dem Boden zusammen zu lesen, jedoch mit dem Unterschiede, daß es dieselbe über 6 Zoll verlängern und zuspitzen, ja um einen Stock oder Finger legen und ihn damit festhalten kann; sie hat mithin einige Aehnlichkeit mit dem Rüssel des Elephanten. Die Zunge ist keineswegs rauh, daß es damit das Fleisch von den Knochen lecken könnte, sondern so weich wie eine Kalbszunge; es hat mir oft damit an der Hand gesogen; die Augen sind schläferig und verdroffen, in der Figur wie Schweinsaugen, werden selten ganz geöffnet, und stehen näher an der Nase, als bey irgend einem andern Thier; die Ohren groß, nach oben dünn, den Schweinsohren sehr ähnlich, doch ist ihre Wurzel dünn und kommt gleichsam aus einer Höhle hervor, die von einer Falte umgeben ist.

Der Hals ist sehr kurz, von zwey Falten umgeben; die erste von den Ohren an unten unterbrochen, und daselbst hängt ein hohler Lappen, in dessen nach vorn gerichteter Höhle eine Faust Platz hat; aus der Mitte der hintern Falte entspringt eine andere, welche schief nach vorn und oben gegen den Nacken läuft und hinter den Ohren endigt [ganz so, wie bey Charbins Exemplar, das aus Aethiopien seyn soll]. Die Schultern sind sehr dick und schwer. Hinter ihnen läuft eine Falte vom Rücken an herunter, und zieht sich dann vorwärts um den Schenkel herum. Der Rumpf ist sehr dick, besonders an den Seiten, fast wie bey einer trächtigen Kuh; der Rücken hinter dem Widerrist vertieft, das Kreuz höher als der Widerrist. Von ihm läuft eine

Falte
plöht
auf de
um de
[alles
Falten
Benga
der Li
und b
dick,
breit,
jedoch
aber p
Fecher
einigen
sem T
einem
mag f
sogleic
die H
Falte
Sie i
überal
Seiten
Schul
sehr
gegen
allein
und n
diesem
2 Hö
Ein
dem
mache

Falte herunter von den Hüften zu den Weichen, fällt dann plötzlich gegen den Schwanz ab, und hat eine Quersfalte oben auf den Lenden, eine in ihrer Mitte und endlich eine ganz unten um den Schenkel, welche sich vorn mit der Weichenfalte verbindet (alles haargenau, wie bey Charbins Nashorn, nur sind die Falten schwächer, weil das Thier noch jung war. Daß es aus Bengalen stammte, unterliegt, nach Parsons genauer Angabe der Lieferanten, keinem Zweifel]. Der Wanst hängt tief herab, und berührt fast den Boden. Schwanz 18 Zoll lang, und nicht dick, gegen das Ende fast wie eine Schnur, aber an der Spitze breit, mit wenigen schwarzen, starken aber kurzen Haaren, welche jedoch bey Alten 1 Schuh so lang und dick werden wie ein Draht, aber platt, und nur an den Seiten stehend, so daß sie eine Art Fächer bilden. Sonst ist die ganze Haut ohne Haare, außer einigen wenigen am Hinterrande der Ohren. Ich habe an diesem Thiere als eine besondere Eigenschaft bemerkt, daß es bey einem Geräusch oder Getöse auf der Gasse sogleich horchte: es mag fressen, schlafen oder sonst etwas vorhaben, so unterläßt es sogleich alles, und hebt den Kopf mit großer Aufmerksamkeit in die Höhe, bis das Geräusch vorbey ist.

Die Haut ist dick und undurchdringlich; wenn man eine Falte anfäht, so fühlt sie sich wie ein halbzoll dickes Brett an. Sie ist über und über mit einer harten Rinde bedeckt, welche überall erhöhte Scheiben bildet, wie Grind, oben klein, an den Seiten aber und gegen den Bauch größer, am größten auf den Schultern, Hinterbacken und Füßen. Man hat diese Erhöhungen sehr mit Unrecht Schuppen genannt. Zwischen den Falten dagegen ist die Haut glatt und weich, und diese Stellen sind es allein, wodurch das Thier in Stand gesetzt wird, sich zu biegen und wenden. 1741 kam ein Weibchen nach England, welches diesem ganz gleich war, und auch ein Horn hatte.

Es ist wohl entschieden, daß es in Africa Nashörner mit 2 Hörnern gibt, und daß dergleichen in Rom gewesen sind. Ein solches steht auf einer Münze von Domitian, und auf dem Fußboden zu Präneste, welchen der Dictator Sulla hat machen lassen. Auch sagt Pausanias (XI. 21.) ganz aus-

drücklich: Die Nashörner in Aethiopien haben ein Horn vorn auf der Nase, und etwas weiter oben ein anderes, allerdings kein großes; auf dem Kopf aber durchaus keines. Phil. Trans. 42. 1743, deutsch von Huth, natürliche Historie des Nashorns. 1747. T. 1—3. Das Thier von der Seite, und schräg von vorn und hinten.

Dasjenige, welches 1742 zu Paris gewesen, war ein Weibchen von 11 Jahren, nur 5 Schuh hoch, 10 lang, Schwanz 2 Schuh, Ohren 1, das Horn 1, Umfang an der Wurzel 1, Umfang des Leibes $10\frac{1}{2}$, der Wanst nur $1\frac{1}{2}$ von der Erde. Es gibt Hörner 4 Schuh lang, kegelförmig, spitzig und schwach nach hinten gebogen, grünlichschwarz; sie bestehen aus derselben Substanz, wie bey dem Rind, aber aus hohlen Längesfasern zusammengesetzt, welche an manchen Stellen hervorstechen wie eine Bürste, was bey den Kindern keineswegs der Fall ist; 2 Euter in den Weichen.

Von dem, welches 1746 in Deutschland war, und von Bergen zu Frankfurt an der Oder beschrieben wurde, erfahren wir nichts, als daß es vom Nashornvogel verschieden sey, daß es ein Weibchen gewesen, mit $1\frac{1}{2}$ Schuh hohem Horn; daß der Mist dem des Pferdes gleiche, daß es $\frac{1}{4}$ länger als ein Ochse gewesen, nach Aussage der Wärter aber nicht wiederkäue, und daß seine Stimme nicht einem Grunzen, sondern vielmehr dem Plärren einer Kuh gleiche, welche ihr Kalb rufet. *Oratio de Rhinocerote 1746.*

Im Jahr 1793 erkrankte ein männliches zu Versailles. Es trug schon die Zeichen des eintretenden Alters an sich, und war doch bey seinem Tode erst 25 Jahre alt, so daß man bey diesen Thieren kein hohes Alter vermuthen kann. Cuvier hat es einige Jahre nachher, ohne Zweifel nach dem ausgestopften Balg, beschrieben.

Die Länge des Leibes 9 Schuh, die Höhe $4\frac{1}{2}$, der Umfang $11\frac{1}{2}$, der Kopf 2 lang und $1\frac{1}{2}$ hoch, Ohren 10 Zoll, das Auge nur 1, Naslöcher 3, Füße 8 dick, Schwanz 2 Schuh lang. Das Horn so abgeweht, daß nichts mehr übrig war als die Wurzel, 1 Zoll hoch, 8 breit. Bey dieser Gattung sieht es

vest und unbeweglich auf den Nasenbeinen, welche deshalb eine ganz unebene Oberfläche haben, bey der africanischen dagegen glatt sind, so daß sich die Haut und das daran befindliche Horn bewegen kann. Die Hautfalten sind es vorzüglich, welche diesen Thieren ein so sonderbares Ansehen geben. Die um den Hals springen am meisten vor. Bey diesem Stück geht eine vom Ohr zum Winkel des Unterkiefers; eine kleinere hängt unter der Kehle, und endlich läuft eine große ganz um den Hals herum, wie ein Kragen; dann noch eine, von welcher ein Ast schief auf die Schulter steigt; noch eine kleine bildet einen Triangel mit diesem Ast und der Hauptfalte. Auf dem Rumpfe zeigen sich zwey sehr große, wie Gürtel; eine hinter der Schulter, die andere vor den Schenkeln; ferner eine Quersfalte auf den Lenden von der Schwanzwurzel aus, und eine schiefe, welche vom Knie gegen den Schwanz heraufsteigt; endlich eine um das Knie herum.

Die Haut ist noch viel härter und trockener als bey dem Elephanten, dunkelgraubraun, und überall mit kleinen Erhöhungen bedeckt, von der Dicke und Größe einer Münze; sie sind in den Abbildungen meistens übertrieben worden, und haben daher die Gestalt von Schuppen, Schilbern und Panzern bekommen. Nirgends Haare, außer am Rande der Ohren und am Ende des Schwanzes. Die Hufe viel größer als bey dem Elephanten. Die großen Vorderzähne schleifen sich gegen einander an den Spitzen ab.

Es ist bekannt, daß das Nashorn immer unbändig bleibt, und eine gleichgültige Rohheit zeigt, wie die Schweine. Dieses Stück hat zwey junge Leute, die unklugerweise in seinen Pferch gegangen sind, getödtet. Seine Stimme gleicht ziemlich dem Grunzen des Schweins, und ist nicht stark; im Zorn aber stößt es gellende Töne aus, die man weit hört. Es fraß täglich $1\frac{1}{2}$ Centner; sein Mist gleich dem des Pferdes, war aber viel dicker und trockener. Es hatte einen tiefen Schlaf. Dieses Thier wurde von Mertrud und Vie d'Azyr anatomiert. Das Wichtigere davon theilt hier Cuvier mit. Der Blinddarm war 2 Schuh lang, 5 dick. Menagerie du Muséum 1801. Fol. Fig.

Im Jahr 1801 starb zu London ein dreyjähriges Männchen aus Ostindien, welches nach Wien bestimmt war, an Lungenentzündung. Es war kaum so hoch als eine zweyjährige Kalbe, aber die Dicke des Leibes betrug mehr als die Länge. Das Horn begann erst sich zu zeigen. Die Haut, wie bekannt, sehr hart und höckerig, unten glatter und leicht einzuschneiden. Es liegt viel lockeres Zellgewebe darunter, so daß sie sich, ungeachtet ihrer Steifigkeit, leicht über den Leib hin- und herschieben kann; der Hautmuskel fehlt, und ist auch nicht nöthig, da Insecten nicht einstecken können. Bey einem 5 Jahr alten waren, nebst den zwey größern Vorderzähnen, noch zwey kleinere an der Seite der untern; hier aber waren überall nur zwey vorhanden und weit aus einander; Backenzähne erst vier. Der Magen und die Därme wie beym Pferd, nur der Blinddarm größer; die Dünndärme außerordentlich kurz; keine Gallenblase. Injectionen in die Nieren-Arterie giengen ungewöhnlich leicht in den Harnleiter über, und umgekehrt aus diesem in die Arterie und Vene. Das Auge wird genauer beschrieben und abgebildet. Auf der Ueberfahrt wurde es ganz zahm, zeigte aber gegen seine Wärter nicht die geringste Zuneigung, war auch nicht leicht böß zu machen, und zeigte bey allen Vorfällen eine vollkommene Gleichgültigkeit und Stumpfheit. Es wurde mit Heu und Haber gefüttert, bekam auch Erdäpfel und Grünes, und fraß mehr als drey arbeitende Pferde. Uebrigens war es gesund, bis einige Tage vor seinem Tode. L. Thomas, Phil. Trans. 1801. 145. tab. 3.

1815 war wieder ein junges Männchen zu Paris, 7 Schuh lang, 4 Schuh 10 Zoll hoch, mit ziemlich glatter Haut, ohne schuppenartige Erhöhung; an einigen Stellen, wie auf dem Kopf und auf den Schenkeln, waren die Papillen so verlängert, daß sie wie hornige Fäden aussahen; sie standen gedrängt an einander. Fr. Cuvier, Mammiferes Cah. XIII. et XIV. 1820. tab. 1. 2.

Das Stück, welches 1816 in Deutschland herumgeführt wurde, war ein Männchen, $10\frac{1}{2}$ Schuh lang und 5 hoch, Länge des Kopfs $2\frac{1}{2}$. Es fraß gelbe Rüben und Kleyen, die man

ihm
4. La
logisch
alt,
Gewie
Hügel
zeit i
Es tu
3 Sch
saugt.
der P
10 3
4 Zoll
wachs
welch
Stadt
Hod

so da
oder
breite
man
Haar
Die
als d
2 lan
unter
vorra
welch
1824
ergib
veste
artig
D

ihm aufs Heu streute. J. Wolfs Abbildungen S. VII. 1817.
4. Taf. 19.

Im Jahr 1834 kam wieder eines nach London in den zoologischen Garten vom Bestand von Indien. Es sey 4 Jahre alt, Länge $10\frac{1}{2}$ Schuh, Höhe des Kreuzes 4 Schuh 10 Zoll, Gewicht 26 Centner. Es ist häufig in den Wäldern, auf den Hügeln der Niedrigungen von Nepal, aus denen es zur Regenzeit in die cultivierten Gegenden kommt, um Reis zu fressen. Es trägt 17—18 Monat, und wirft nur ein Fohlen, welches 3 Schuh 4 Zoll lang, 2 Schuh hoch ist, und fast 2 Jahr lang saugt. Ein achtjähriges, zu Katmandoo geworfenes, hatte in der Länge 9 Schuh 3 Zoll, in der Höhe am Widerrist 4 Schuh 10 Zoll, der Umfang 10 Schuh 5 Zoll, Kopflänge 2 Schuh 4 Zoll, das Horn 5 Zoll. Es war noch lange nicht ausgewachsen. Man glaubt, daß es 100 Jahr alt werde; eines, welches ausgewachsen gefangen wurde, lebte in der genannten Stadt 45 Jahre, ohne Zeichen von eintretendem Alter zu geben. Hodgson, Zool. Proceedings II. 1834. 98.

Man unterscheidet jetzt davon das javanische (*Rh. javanicus*), weil es allein die großen, schuppenartigen Warzen habe.

Sie sind größtentheils fünfseitig, und bedecken die ganze Haut, so daß es aussieht, als wenn sie mit wirklichen Schuppen bedeckt oder gepanzert wäre, wie der Vorderleib der Gürtelthiere. Diese breiten Höcker werden aber bloß von der Oberhaut gebildet; löst man sie ab, so bleibt jedoch ein Eindruck in der Haut; alle Haare entspringen aus der etwas vertieften Mitte dieser Höcker. Die Falten sind wie bey dem gemeinen. Es ist nicht so groß als das vom westen Lande, nur 6 Schuh lang, 4 hoch, der Kopf 2 lang, und in jedem Kiefer nur 2 Vorderzähne, wovon die untern lang sind, die obern aber kaum aus dem Zahnfleisch hervorragen. Diard hat eine Zeichnung nach dem Leben geschickt, welche abgebildet ist in Fr. Cuviers Mammiferes Cah. 45. 1824. G. Cuvier, Oss. foss. II. Aus dem Vorhergehenden ergibt es sich als ganz gewiß, daß die aus Bengalen oder dem westen Lande von Indien kommenden, ebenfalls dieselbe panzerartige Bedeckung haben. Sie hängt vielleicht bloß vom Alter

ab, und reicht wohl nicht hin zur Annahme einer besondern Gattung.

2) Dagegen gibt es auf Sumatra wirklich eine besondere Gattung (*Rh. sumatranus*),

welche sich von der vorigen durch 2 Hörner hinter einander unterscheidet, und durch eine glatte, ziemlich behaarte Haut ohne Falten; übrigens dasselbe Gebiß hat: die großen und kleinen Vorderzähne.

Von diesem Thier hat zuerst Carl Miller, der lang auf Sumatra Resident gewesen, dem Naturforscher Pennant Nachricht gegeben: er habe zwar nur 2 gesehen, allein er glaube, daß sie nicht selten auf der Insel seyen, aber sehr scheu, und daher bekomme man sie nicht leicht zu Gesicht. Er war nur einmal 20 Schritt von einem. Er bemerkte keine Falten an der Haut, aber ein kleineres Horn hinter dem größern, beide etwas nach hinten gebogen. Es sehe überhaupt aus, wie die Abbildung, welche Sparrmann von dem africanischen gibt. Pennant, *Quadrupeds* ed. III. 1793. tab. 153., deutsch Taf. 145.

Nachher hat W. Bell, Chirurg der ostindischen Compagnie zu Bencoolen, eine genauere Beschreibung und eine Abbildung davon gegeben. Es wurde mit einer Bleifugel, 10 englische Meilen vom Fort Marlborough auf Sumatra, geschossen. Es war ein Männchen, 4 Schuh 4 Zoll hoch, 8 Schuh 5 Zoll lang bis zur Schwanzspitze, nach Zähnen und Knochen noch jung, und wahrscheinlich noch weit von seiner vollen Größe; bräunlichschwarzgrau, unter dem Bauch, zwischen den Füßen und den Hautfalten schmutzig fleischfarben. In der Gestalt glich es ziemlich einem Schwein, der Kopf dem der einhörnigen Gattung, die Oberlippe spizig und überhängend; es hatte überall nur 6 Backenzähne, und oben und unten zwey Vorderzähne [nach der Abbildung des Schädels, ohne die kleinen Nebenzähne]; die Zunge ganz glatt, die Ohren klein und spizig, mit kurzen schwarzen Haaren; die Hörner schwarz, das größere auf der Nase aufrecht und etwas nach hinten gebogen, 9 Zoll lang; das kleine nur 4, in pyramidaler Gestalt hinter dem vorigen, und nur

etwas Weniges vor den Augen. Sie saßen ganz fest an dem Schädel, und es war weder ein Gelenk noch ein Muskel vorhanden, um sie zu bewegen. Der Hals dick und kurz, die Haut darunter in Falten geschlagen, und diese Falten gerunzelt. Der Leib dick und rund, und von der Schulter lief eine Falte herunter, wie bey der einhörnigen Gattung; jedoch war sie nur schwach angedeutet, und es fanden sich noch einige andere Falten und Runzeln an Leib und Füßen. Es hatte zwey Zehen in den Weichen, $\frac{1}{2}$ Zoll lang. Die ganze Haut war rauh und sehr dünn mit kurzen schwarzen Haaren besetzt; nur $\frac{1}{3}$ Zoll dick, unter dem Bauch nur $\frac{1}{4}$, und so weich, daß man sie leicht mit einem Messer zerschneiden konnte. Das Thier hat nichts von dem Panzer, welchen man bey dem einhörnigen bemerkt. Später bekam er noch ein jüngeres Weibchen von bleigrauer Farbe und weniger Falten oder Runzeln an der Haut. Phil. Trans. 1793. pag. 3. tab. 2—4.

Nach Raffles ist Bells Beschreibung und Abbildung ganz richtig, aber es sind nicht bloß die zwey größeren Vorderzähne in jedem Kiefer vorhanden, sondern auch in der Jugend die kleineren, ganz wie bey dem einhörnigen; es hat auch je sieben Backenzähne, wovon der vordere bald ausfällt. Die Haut hat zwar keine Panzerplatten, aber die Falten sind deutlicher, als sie Bell angegeben hat. Die Eingeborenen behaupten, daß man bisweilen eines mit 3 Hörnern antreffe, und bey einem jungen Stück hat Raffles selbst eine Andeutung davon gesehen. Es hat keine Kühnheit, und auch das größte flieht vor einem einzigen wilden Hund. Es heißt Badak. Das gemeine Nashorn findet sich nicht auf Sumatra, aber die Einwohner reden von einem ähnlichen unter dem Namen Tonnou, welches einen weißen Gürtel um den Bauch habe. Linn. Trans. XIII. 1821. 268.

Später wurde es wieder abgebildet von Horsfield (Zool. Researches VI. 1825.). Auch nach Diard und Duvaucel hat es in der Jugend nicht nur die 2 großen Vorderzähne oben und unten, sondern auch die kleinen, welche aber später ausfallen. Die Länge war 7 Schuh 2 Zoll, Höhe 3 Schuh 10 Zoll, Schwanz

1 Schuh 8 Zoll, Kopf 1 Schuh 8 Zoll. Fr. Cuvier, Mam-
miferes Cah. 47. 1825.

b. Africanische Nashörner,

gleiches fast in allem den vorigen, haben aber 2 Hörner
hinter einander auf der Nase.

3) Das africanische (Rh. africanus)

ist so groß wie das indische, hat zwey Hörner, aber keine
Schneidzähne, und auch fast keine Falten in der Haut. Buf-
son, Suppl. VI. tab. 6.

Es bewohnt nur das heiße und südliche Africa, von Aethio-
pien und dem Senegal an bis in die Cap-Colonie, wo es in-
dessen jezt, wegen der Verfolgungen, sehr selten geworden ist.

Ob schon in der heiligen Schrift schon Spuren davon vor-
kommen, so wußten doch die Griechen nichts mehr davon; die
Römer aber sahen sie nicht selten in Wettkämpfen, wie schon
früher bemerkt worden.

Auch im Mittelalter, besonders unter den Arabern, und
später kommen die 2 Hörner oft vor; dennoch hat sich Bochart
in seinem Werk über die heiligen Thiere, 1663, alle mögliche
Mühe gegeben, dieselben dem Nashorn abzustreiten, oder über-
haupt kein zweyhörniges gelten zu lassen, weil er schlechterdings
haben wollte, daß das Reem der heiligen Schrift nichts anderes
als eine zweyhörnige Gazelle sey. Außer dem Zeugnisse Mar-
tials aber, für die Wirklichkeit eines solchen zweyhörnigen
Thieres, gibt es noch viele andere. Ein ungenannter griechischer
Geograph aus der christlichen Zeit, den Thomas Bartholin
nach einem Manuscript aus der mediceischen Bibliothek an-
führt (De unicornu 1645. 134.), sagt in seinem Capitel über
die indischen Thiere: er habe in Aethiopien von Ferne ein
lebendiges, in der Nähe ein getödtetes und ein ganz kleines im könig-
lichen Hofe stehendes gesehen und es genau abgebildet, und sezt hin-
zu: es heiße Nashorn, weil es Hörner auf der Nase habe, ja
er bemerkt sogar, daß sie beweglich seyen; wenn es herumgehe,
schwanken sie hin und her, wenn es aber zornig sey, so stelle
es sie ganz steif und bringe das schwächere näher an das an-
dere; es habe eine dicke trockene Haut, aber ohne Schildchen;

die Augen stehen sehr tief an den Riefen; es sey sehr fürchterlich, besonders dem Elephanten, wenn man es gegen denselben stelle.

Unter den Neuern wurde das africanische Nashorn zuerst von Flacourt in der Saldagna-Bay am Vorgebirg der guten Hoffnung entdeckt. *Relation de Madagascar. 1661. 4. 395.*

Nachher hat es Kolbe aus eigener Ansicht beschrieben; der Herausgeber seines Werks hat aber die Abbildung von Dürrers ostindischem Nashorn hinzugethan. Die Hottentotten nennen es Tu abba und Nahba. Die Haut ist dunkeläschgrau, ohne Haare, und so hart, daß man nicht wohl durchschneiden kann, aber nicht schuppig, wie sie die Maler vorstellen, und hat auch keine Schilder, sondern nur Runzeln und Falten, welche theils von seinem ungestümen Laufen durch das Gesträuch herkommen, wobey es von den Aesten der Bäume zerkrast wird, theils von seinem Wälzen im Koth und auf dürren Haiden; es hat auf der Nase ein schwärzliches Horn, etwa 1—2 Schuh lang, von der Form eines Pflugesches, und etwas gebogen, womit es im Jorn den Boden umackert und dabey schnell fortläuft, nicht achtend großer Steinblöcke oder der Bäume im Weg, welche es oft damit aus dem Grunde reißt, und wenn es sie recht fassen kann, hinter sich über den Kopf wirft.

Gerade hinter dem genannten Horn hat es noch ein ganz kleines, welches bey jungen ungefähr querhandhoch ist, bey den alten $\frac{1}{2}$ Schuh. Es steht unten auf der Stirn oder der Hirnschale, ist so breit als die Stirn selber, und läuft oben gleichsam gewölbt zu. Dieses kurze Horn scheint ihm mehr hinderlich als nützlich zu seyn, besonders wenn es toben oder ackern will. Hieraus erhellt genugsam, daß das große Horn dicht und fest an den Kopf gewachsen seyn müsse, indem man nicht leicht eines herabbringen wird, wenn man nicht zugleich ein Stück von der Hirnschale oder dem Kopfbein mit hinweghackt. Mit der Zeit schleift es sich allmählich ab und wird schärfer.

Dies Thier hat einen sehr scharfen Geruch, und wenn es damit gegen den Wind etwas Lebendiges wittert, so rennt es in gerader Linie spornstreichs darauf los, und achtet es gar

nicht, wenn auch etliche Tausend Mann mit geladenem Gewehr es erwarten, wie es mir denn selbst, und auch vielen meiner Freunde, begegnet ist. Man kann ihm gleichwohl sehr leicht entweichen, wenn man nur unverrückt stehen bleibt, bis es auf etwa 10 Schritt herbeygekommen ist; dann darf man nur 4 bis 5 Schritt aus dem Wege weichen und es fortlaufen lassen: es verliert sogleich den Geruch, und weiß nicht mehr, wo das vorher Geruchene hingekommen ist, kann auch, wegen der Größe seines Leibes, nicht leicht umkehren. Wäre sein Gesicht so gut wie sein Geruch, so würde ihm schwerlich etwas entkommen, indem es dergestalt schnell im Laufen ist, daß es mit dem flüchtigsten Pferd nicht kann eingeholt werden. Die Ohren sind ziemlich klein und gar nicht lang, wie doch die Größe des Leibes erfordern sollte, in der es dem Elephanten nicht viel nachgibt, und nur wegen seiner kurzen Beine weniger ansehnlich ist. — Wird es von niemand beleidigt, so fällt es nicht leicht an, man müßte denn ein rothes Kleid anhaben, welche Farbe ihm sehr zuwider ist. In der Wuth rächt es sich nicht gleich an dem, der es gereizt hat, sondern an allem, was ihm zunächst vorkommt, wobey selbst Steine und Bäume herhalten und ihm aus dem Wege weichen müssen. ertappt es einen Menschen, so wirft es ihn wohl hinter sich, tödtet ihn aber nur mit Lecken: inmaassen seine Zunge sehr rauh und stachelig ist, mit welcher es die Haut und das Fleisch bis auf die Beine weglecket, und also den Menschen lebendig zu todt martert. Daher frisst es auch wenig lindes Gras, sondern wählt vielmehr grobe und stachelige Disteln, auch rauhes Gesträuch, wie Haidekraut, welche seine Zunge kitzeln. Man nennt deßhalb einen kurzen Strauch, wie Wachholder, aber doch nicht so stachelig, von dem das unbesaute Land fast allenthalben bedeckt ist, *Nashornbusch* [*Stoebo rhinocerotis*]. Die Stimme gleicht beynahe dem Grunzen eines Schweins, und man kann es daher weiter sehen als hören, wenn man nicht das Krachen der Aeste berücksichtigt, welche es auch beym gewöhnlichen Gang abbricht. Dann kann man es so weit hören als einen Holzhauer. Sein Fleisch ist grob, und man muß gute Zähne haben, vornehmlich wenn es

ein wenig geräuchert worden ist, um es zu kauen. Viele Leute lassen sich aus dem Horn einen Becher drehen und mit Gold oder Silber beschlagen, weil er, wie sie glauben, sogleich zerberste, wenn Gift unter das Getränk gemischt wird. Gießt man Wein hinein, so fängt er alsbald an Blasen aufzuwerfen, als ob er kochte [das kommt wahrscheinlich von der Luft her, welche in den Röhrchen steckt]. Man fordert auch die Spähne den Drechslern ab und bewahrt sie auf, damit man Kranken damit helfen kann. Vorgebirg der guten Hoffnung 1719. Fol. 159.

Der erste, welcher eine mehr wissenschaftliche Beschreibung und Abbildung geliefert hat, ist der Hauptmann Gordon, der lange in holländischen Diensten in der Cap-Colonie sich aufgehalten hat, und daselbst allen gelehrten Reisenden, wie Sparrmann und Le Vaillant, sehr an die Hand gegangen ist. Beide hat Allamand in seinen Nachträgen zu Buffon, Band IV. mitgetheilt. Ein Thier also, das schon seit Jahrtausenden die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen hat, das in einer Menge von Reisen angeführt worden ist, und über das Hunderte von Schriftstellern sich gestritten haben, wurde erst vor 60 Jahren abgebildet, und einigermaßen richtig beschrieben.

Die Hottentotten nennen es Nabal. Beym ersten Blick fällt einem das Flusspferd ein, von welchem es aber durch den Kopf sehr unterschieden ist; es hat auch keine so dicke Haut, und ich habe eines auf 120 Schritt mit einer Kugel, von der 10 auf 1 Pfund gehen, getödtet; auf einer Reise mit dem Gouverneur Plettenberg in das Innere wurde ein Duzend geschossen, woraus man sieht, daß die Haut den Flintenschüssen nicht so widersteht, wie bey dem indischen. Es hat den ganzen Leib mit ähnlichem Grind oder mit Höckern bedeckt, wie das indische, aber nicht so gleichförmig, weniger mitten auf dem Leibe, und gar keine an den Enden der Füße. Die Falten sind wenig bemerklich, und scheinen nur durch die Bewegung des Thiers zu entstehen. Die alten haben eine von 3 Zoll Tiefe in den Weichen, eine andere hinter den Schultern nur 1 Zoll tief, eine

kleinere hinter den Ohren, 4 kleine vor der Brust und 2 kleine über der Ferse; außerdem hat es noch 9 auf den Seiten, kaum $\frac{1}{2}$ Zoll tief, welche dem indischen fehlen, hier aber am meisten in die Augen fallen.

Die Jungen haben, wie die Alten, 2 Hörner, und die Einwohner wissen nichts von einem einhörigen. Das größte steht vorn auf der Nase, und war bey dem abgebildeten 16 Zoll lang; es gibt aber bey Thieren, die nicht größer sind, 2 Schuh lange. Das zweyte Horn stand nur $\frac{1}{2}$ Zoll hinter dem vorigen, und war 8 Zoll lang; beide sind bloß an der Haut befestiget und stehen auf einer glatten Erhabenheit des Schädels. Wenn man sie stark nach hinten zieht, so kann man sie bewegen, was mir die außerordentliche Kraft zweifelhaft macht, womit es, nach Kolbe, Bäume, Wurzeln und Steinblöcke hinter sich werfen soll. Es thut übrigens mit den Füßen eben so viel Schaden, als mit dem Kopf.

Seine Augen sind noch kleiner als bey dem Flusspferd, die Oeffnung nur 1 Zoll, und stehen gleichweit von dem Maul und den Ohren. Es scheint sich mehr auf Geruch und Gehör, als auf das Gesicht zu verlassen; die Naslöcher sind sehr weit, $2\frac{1}{2}$ Zoll; die Ohren 9 Zoll lang, mit Haaren am Rand; auf dem Leibe einige schwarze, sehr dünn zerstreute zwischen den Erhabenheiten der Haut und über den Augen.

Die Farbe dunkelbraun, unter dem Bauch und in den Falten fleischfarbig; da es sich aber oft im Koth wälzt, so hat es die Farbe des Erdreichs, auf welchem es sich aufhält. Vor- von gibt dem Thier oben und unten 2 Vorderzähne; vielleicht hat er die kleinen Zwischenkiefer und die weit vorstehenden ersten Backenzähne dafür angesehen: denn er zählt nur 28 Zähne in allem. Der Schwanz ist $1\frac{1}{2}$ Zoll lang, und hat an jeder Seite 2 Zoll lange Haare. Das abgebildete Exemplar wurde am Ursprung des Gamka oder Löwenflusses getödtet, und war lang in gerader Linie 9 Schuh 3 Zoll; nach den Krümmungen des Leibes 11 Schuh, Kopf 2, Umfang hinter den Ohren 5, zwischen den Hörnern $3\frac{1}{2}$, großes Horn 1 Schuh 4 Zoll lang, Umfang 25 Zoll, kleines Horn 8 lang, Umfang 18, Höhe des Wider-

ristes 5 Schuh 3 Zoll, des Kreuzes 4 Schuh 8 Zoll, Umfang des Leibes 9 Schuh 9 Zoll, Breite der Sohle 9 Zoll.

Die Nashörner sind nun 150 Stunden von der Capstadt vertrieben, und man sieht kaum mehr als 2—3 beyammen; bey dem Gehen halten sie den Kopf niedrig, wie die Schweine; sie laufen schneller als ein Pferd, und das sicherste Mittel, ihnen zu entgehen, ist, sich unter dem Winde zu halten: denn es ist gefährlich, ihnen zu begegnen. Beym Laufen drehen sie den Kopf von einer Seite zur andern; es scheint, daß sie gern mit dem Horn die Erde aufwühlen; bisweilen machen sie in derselben, durch das Bankeln ihres Kopfes, 2 Furchen, und dann springen sie von einer Seite zur andern, und heben den Schwanz in die Höhe. Das Weibchen hat ebenfalls 2 Hörner und die Größe des Männchens; es wirft nur ein Junges. Ihr Laut ist eine Art von Grunzen, worauf ein starkes Flöten folgt. Von ihrem vorgeblichen Kampfe mit den Elephanten hört man in diesem Lande nichts. Buffon, Suppl. VI. tab. 6., deutsch von Otto 22. 120.

Nun war gleichsam die Bahn gebrochen und das Feld der Beobachtungen eröffnet. Der Schwede Sparmann, der Engländer Bruce und der Franzose Le Baillant wetteiferten mit einander in der Naturgeschichte dieses Thiers.

Sparmann machte seine Reisen im östlichen Theile der Cap-Colonie bis an die Cafferey im Jahr 1775. Im December gieng ein Hottentott mit zwey andern, welche ihm das Standrohr tragen mußten, bey der Quelle Quammadaka, in der Nähe des kleinen und großen Fischflusses, an der Gränze der Cafferey, auf die Nashornjagd, und war so glücklich, 2 zu erlegen, und zwar jedes durch einen einzigen Schuß mitten in die Lunge. Sie lagen auf dem Bauche auf den Vorderknieen, und die Hinterbeine vorwärts gerichtet. Das kleinste war $11\frac{1}{2}$ Schuh lang, 7 hoch, Umfang 12. Die großen, panzerartigen Falten fehlen dieser Gattung ganz. Die Haut war übrigens $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, rauh, aschgrau, am Unterleib weniger dick, fast ganz eben und gefärbt, wie die Haut des Menschen. Kugeln, und selbst Spieße gehen durch; auch pflegen die Hotten-

totten die schlafenden Nashörner und Elephanten zu beschleichen, und ihnen schnell mehrere Wunden mit ihren Passagaien zu versetzen; dann gehen sie einige Tage der Spur nach, bis sie sich verblutet haben. Meistens vergiften sie jedoch ihre Spieße, um den Tod zu beschleunigen. Ein Elephant sey auf diese Art in 24 Stunden gestorben.

Die Schnauze läuft von den Seiten spitzig zu, fast wie bey den Schildkröten, die Oberlippe etwas länger, die Augen klein und tiefliegend, das vordere Horn 1 Schuh lang, unten 5 Zoll dick, das hintere kürzer und 2 Zoll entfernt; bey dem größeren Exemplar war das vordere 2 Schuh lang und 7 Zoll dick, das hintere abgeschliffen, was, nach Aussage der Hottentotten, daher komme, daß das Thier nur mit diesem hintern Horn die Wurzeln zu seiner Nahrung ausgrabe, und während der Zeit das große Horn auf die Seite biege; beide seyen so beweglich, daß man hören könne, wie es sie hin und her schlenkere und an einander schlage. Es tritt mit den runden Sohlen auf, wie der Elephant. Das Fleisch schmeckt ziemlich wie das Schweinefleisch, ist aber viel gröber; der Darmanal gleicht dem von einem Pferd, daher hat es auch Schmalz, und keinen Talg, wie die wiederkäuenden Thiere; Dünndarm 28 Schuh; Dickdarm 8½ Schuh; keine Gallenblase gleich dem Pferde; der Magen 4 Schuh lang, 2 dick, war strohend voll aus schwärzzerkauten Wurzeln und Zweigen, von denen viele noch kleinfingerglang waren; ein großer Theil aber bestand aus saftigen Gewächsen, worunter einige herbe und stachelige zu erkennen waren. Der Mist gleicht dem des Pferdes, ist aber trockener und 4 Zoll dick, enthält eine Menge Blättchen von Rinde und viele Holzfasern, woran ihn die Jäger von dem des Flußpferdes, das bloß Gras frist, unterscheiden. Die Zunge ist ganz weich, und kann daher kein Thier todt lecken. Bey diesem und zwey andern war keine Spur von Borderzähnen zu entdecken, obschon eines alt zu seyn schien; auch wäre kaum Platz dafür, weil das Maul nach vorn so spitzig zugeht, daß es nur 1½ Zoll breit ist; überdieß sind die Lippen so hart, daß es Kräuter und Büsche wohl damit abschneiden kann. Schädel lang 23 Zoll; das

Kleine
orden
wird
dersel
Büffe
schied
getrie
ohne
und N
als e
3 Na
Weib
in de
freye
eiligt
demse
Seite
schon
büsche
Kopf
welche
die B
heraus
sah m
licher
Quam
Thiere
nebst
sen ha
richte
einen
schnob
sehr z
ten, e

Kleine Horn steht vorn auf dem Stirnbein. Es hat ein außerordentlich feines Gehör und Geruch; bey dem geringsten Geräusch wird es aufmerksam, spitzt die Ohren, steht still und horcht. In derselben Gegend gibt es auch Flußpferde, Löwen, Hyänen, Büffel, Quagga, Strauße und eine Menge Antilopen von verschiedenen Gattungen.

Ende Jänners lief am großen Fischflusse ein von Jägern getriebenes Nashorn nur 50 Schritt an ihrem Lager vorbe, ohne sie zu bemerken. Es gieng, unter beständigem Aufheben und Niedersenken des Halses fort, setzte sich aber bald in Galopp, als einige Schüsse fielen. Einige Tage nachher bemerkten sie 3 Nashörner beysammen, ein sehr großes Männchen und ein Weibchen mit einem halberwachsenen Jungen. Als das große in den Bug geschossen war, rannte es aus dem Gebüsch aufs freye Feld, wo alle Jäger zu Pferd Posto gefaßt hatten, aber eiligst die Flucht ergriffen. Das Nashorn lief indeß fort. An demselben Abend fanden 2 Hottentotten eines auf der rechten Seite liegen und so hart schlafen, daß es nicht aufwachte, ob schon sie nur 4 Schritte hinter ihm waren, als sie es im Gebüsch bemerkten. Sie giengen um es herum, um es in den Kopf zu schießen. Es machte noch einige Bewegungen, während welcher Zeit sie wieder luden, und ihm noch einige Schüsse in die Brust gaben. Darauf nahmen sie sogleich die Eingeweide heraus, um das Fleisch vor Fäulniß zu sichern. Nach 3 Tagen sah man wieder 2 Nashörner, ein Beweis, daß hier ihr eigentlicher Aufenthalt ist.

Im Hornung waren sie wieder auf dem Rückwege bey der Quammedaka, fanden daselbst die getödteten Nashörner von wilden Thieren fast ganz aufgefreissen, und sahen wieder eine Mutter nebst ihrem Jungen, welches schon die Größe eines kleinen Ochsen hatte, sich aber dennoch nach allen Bewegungen der Mutter richtete. Das Alte bekam in der Entfernung von 15 Schritt einen Schuß in den Unterkiefer, worauf es etwas wankte, stark schnob und nach dem Knall hingieng, wobey ihnen das Herz sehr zu klopfen anfieng, weil sie bey der Flucht befürchten mußten, einem andern unter die Füße zu gerathen. Ein Hottentott

hatte aber den Muth, wieder Feuer zu geben, worauf beide neben ihnen vorbeystürzten und 90 Schritt auf freyem Felde stehen blieben und lauschten. Das Alte bekam noch einen Schuß, worauf es wüthend den Bordtheil seines Leibes hin und her warf und stark schnob, aber ins Dickicht lief und entkam, weil es dunkel wurde. Reise 1784. S. 409. T. 9. 572.

Bruce stellte seine Beobachtungen in Abyssinien an, im Jahr 1771, wo das zweyhörnige Nashorn, nebst dem Elephanten und der Giraffe, in den niedrigen heißen Gegenden des Landes lebt; nach Aussage der Eingeborenen soll es aber auch ein einhörniges in dem Königreich Adel, gegen das Cap Gardofan, jenseits der Straße von Babel-Mandeb nach Indien, überhaupt in Ländern, worinn es wenig regnet, geben, so daß also doch das Nashorn, welches Chardin zu Ispahan gesehen, aus Africa hätte kommen können. Das zweyhörnige soll seinen Aufenthalt mehr in den westlichen und waldigen Gegenden haben. Es stimmt übrigens in der Lebensart mit dem indischen überein, und heißt in den dortigen Sprachen Arwe-Harish und Auraris. Die abyssinischen Jäger nehmen sich selten die Mühe, das kleinere Horn abzuschneiden, und es kommt daher nur das große auf die Märkte von Gondar, wo man sie zu Dolchgriffen verarbeitet. Bruce hat auch ein drittes Horn, das 1 Zoll lang war, hinter dem zweyten gesehen. Die Jäger versichern, daß sie oft Nashörner mit einem dritten Horn, fast so lang als die andern, angetroffen hätten; es fände sich aber nur bey alten Männchen. Zum doppelten Horn reicht ein Muskel vom Stirnbein herunter.

Er wohnte von Escherkin aus [unter 13 Grad Nordbreite, 38 Grad Ostlänge, nördlich dem Zana-See] einer Elephanten-, Nashorn- und Büffeljagd bey, welche ein vornehmer Mann mit mehr als 30 Pferden veranstaltete, und mit eigens dazu bestimmten Jägern, welche diesen Thieren mit großer Gewandtheit die Fersenfleisch abschnitten, und von nichts anderem als dem Fleische dieser Thiere leben. Zwey Männer sitzen auf einem Pferde völlig nackt, damit sie nicht an Aesten hängen bleiben; der vordere hält den Zaum, der hintere ein breites Schwerdt. Sie

reiten
wenn
der hi
die M
sobann
bohrt
reiten
welche
geschlo
Pferd
trocker
geht
Fleisch
men,
Büffe
ganz
men
ziehen
bis d
verzel

Waldb
lief i
unter
spieße
deren
Schu
um e
lich
seyn,
eine
des
erschi
wild
auf
IV.

reiten auf den Elephanten los mit großem Geschrey, wenden, wenn er sie verfolgt, sich hin und her; zur gelegenen Zeit rutscht der hintere herunter und versetzt dem Elephanten einen Hieb in die Achillessehne, worauf der Elephant stehen bleiben muß, und sodann von andern Reitern mit Wurfspeeren und Lanzen durchbohrt wird. Der Jäger springt wieder aufs Pferd, und sie reiten einem andern nach, wobey sie jedoch oft von Aesten, welche der laufende Elephant zurückschnellen läßt, herunter geschlagen werden; auch schlägt manchmal der Elephant das Pferd mit dem Rüssel zu Boden, und endlich hat um diese trockene Jahreszeit die Erde so tiefe Risse, daß es stürzt. Dabey geht mancher Jäger zu Grunde. Man schneidet sodann das Fleisch in lange Streifen, wie Fägel, und trocknet sie an Bäumen, um sie zur Speise während der Regenzeit aufzuheben. Die Büffel und Nashörner wurden durch das Lärmen und Schießen ganz verschreckt, man brachte daher die Nacht unter den Bäumen zu, und suchte die Elephanzähne aus den Kiefern zu ziehen. Zu diesem Behufe werden die letztern am Feuer geröstet, bis der hintere, hohle und werthlose Theil des Zahns fast ganz verzehrt ist. Dann lassen sie sich leicht herausnehmen.

Den andern Morgen suchten sie die Nashörner im dicksten Wald. Nach etwa einer Stunde brach plötzlich eines hervor und lief über die Ebene nach einem entfernten Gebüsch, wurde aber unterwegs, obschon es ziemlich schnell trabte, mit 30—40 Wurfspeeren durchstoßen: dennoch lief es noch in eine Höhle, an deren Eingang es 1 Duzend Speere abbrach, und erst nach einem Schuß in den Kopf fiel. Als sich die Jäger herbeydrängten, um es mit ihren Messern zu zerschneiden, richtete es sich plötzlich auf die Knie, und es würden alle zu Grunde gegangen seyn, wenn nicht vorher einer die Vorsicht gebraucht hätte, ihm eine Fersensehne abzuschneiden. Die Kugel hatte bloß die Spitze des vordersten Horns weggenommen und dadurch das Thier so erschüttert, daß es fiel. Dazwischen wurden gelegentlich noch wilde Eber und Büffel getödtet, welche letztere aber sehr wüthend auf Pferd und Mann losgehen. Das war im Jänner 1772.

IV. 297.

In diesen Gegenden fressen weder der Elephant und das Nashorn, noch die Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe Gras, sondern nichts als Blätter und Zweige von saftigen, markigen Bäumen, deren es hier in Menge gibt. Sind diese abgefressen, so fängt der Elephant und das Nashorn mit den Zähnen oder Hörnern an, nah an der Wurzel den Stamm so hoch als möglich hinauf aufzureißen, daß Stücke von der Größe einer Latte herunterfallen. Sie nehmen sie sodann in ihren ungeheuren Rachen, und wickeln sie zusammen, wie wir etwa Salatblätter. Man findet daher oft in ihrem Unrath unverdaute Holzstücke 3 Zoll dick. Wenn sie sich an zu dicke Bäume machen, so brechen nicht selten Zähne und Hörner ab, und werden von den Jägern gesammelt. Wären sie auf Gras beschränkt, so müßten sie zu manchen Jahreszeiten verhungern, weil es dann von der Sonne verdorrt, bisweilen auch von den Einwohnern abgebrannt wird. Davon, daß die Nashörner und Elephanten in der Wildniß mit einander kämpfen, hat er nichts erzählt, auch haben sie es nicht nöthig, da beide in den ungeheuern Wäldern Nahrung genug finden; dagegen sagt er ebenfalls, daß die erstern 4 Vorderzähne hätten; das hat er aber vielleicht nur andern nachgeschrieben. Die Zweige reißen sie mit der verlängerten Lippe oder Zunge ab; saftige, weiche Bäume beißen sie ganz ab, bis auf den Stumpf. Die Zunge der Jungen ist weich, die der Alten aber wirklich rauh, wie die Lippen, was ohne Zweifel von dem Abreißen der Zweige, welche eine rauhe Rinde haben, wie die Acacien, herrührt. Sie können allerdings einen geschwinden und lang anhaltenden Trab laufen; es ist aber falsch, daß ein Pferd sie nicht einholen könnte, obschon dieses selten gelingt, weil sie von einem Gehölz nach dem andern eilen, sich durch das dickste Gebüsch drängen und die dürrn Bäume unter Krachen niederreißen. Sie drehen den Kopf selten um, und sehen daher nichts, als was gerade vor ihnen ist, so daß das Pferd leicht ausweichen kann und der Jäger Zeit hat, ihnen die Flechse durchzuhauen.

Da die Nashörner viel Wasser und Schlamm brauchen, so ist dieses Land, wo es 6 Monate lang regnet und das Wasser

in Felsenhöhlen und finstern Wäldern stehen bleibt, besonders für sie geeignet. Es stellt sich dann eine große Fliege ein, welche die Thiere, besonders die Cameele so blutig sticht und plagt, daß sie oft zu Grunde gehen. Das Nashorn wälzt sich sodann bey einbrechender Nacht im Schlamm, in welchen der ganze schwarze Boden verwandelt ist. Dadurch schafft es sich eine Decke, welche besonders in den großen und kleinen Falten verhält und es für den andern Tag schützt. Indessen springt er bald an den Schultern, Hüften und Beinen ab, welche sodann den Stichen der Fliegen bloßgestellt sind. Das Jucken treibt sie sodann an, sich an den rauhesten Bäumen zu reiben, wodurch Blasen, Geschwäre und Crusten entstehen, wie bey dem Elephanten. Das Wälzen im Schlamm thut ihm so wohl, daß es dabey laut stöhnt und grunzt, und in der Finsterniß seine gewöhnliche Wachsamkeit vergißt. Die Jäger schleichen dem Grunzen nach, und werfen ihm die Wurfspieße in den Leib. Mit dem Schlamm kommen allerley Insecten und Blutegel an das Thier, wöüber man sich wohl nicht zu wundern braucht. Die Haut ist keineswegs undurchdringlich; Kugeln gehen durch und durch, Wurfspieße 3 Schuh tief, und die Einwohner tödten es sogar mit den schlechtesten Pfeilen und zerschneiden es mit eben solchen Messern.

Daß die Abyssinier das Nashorn zähmten und zur Feldarbeit gewöhnten, ist eine Fabel. Sie zähmen selbst den Elephanten nicht, geschweige dieses unbändige und dumme Thier, welches, wenn es Hunger leidet, ganz wüthend wird und den Kopf gegen die Wand oder Krippe stößt, als wenn es sich tödten wollte. Uebrigens macht sein Fleisch und das des Elephanten die vorzüglichste Nahrung der Einwohner aus, das sie ohne Salz essen, obschon es einen Nebengeschmack nach Bisam hat. Das schmackhafteste ist das an den Sohlen. Es hat bloß am Schwanz einige Haare, so stark wie dünne Saiten; 10 davon an einer Peitsche geben Hiebe, die bis aufs Blut gehen.

Eines von den geschossenen war 13 englische Schuh lang (12 Schuh 2 Zoll Pariser), 7 hoch; das vordere Horn 14 Zoll und rund, das hintere 13 Zoll und breit, wie ein Messer, der

Rücken 2 Zoll, die Schneide $\frac{1}{2}$ Zoll dick. Dieses Thier hat übrigens Falten wie das indische Nashorn, und wenn das von Sparrmann beschriebene wirklich keine hat; so muß es davon verschieden seyn, besonders da auch die Hörner beweglich seyn und sogar klappern sollen, ein Einfall, den einer, der jemals ein Nashorn gesehen hat, kaum für möglich halten wird. Reisen an die Quellen des Nils. V. 1791. 92. T. 25. (Travels to discover the source of the Nile. 1790. 4.)

Der letzte Beobachter ist Le Baillant, welcher 2 Reisen in den achtziger Jahren durch die Cap-Colonie gemacht hat. Er stieß zuerst im Jänner auf Nashörner am Fischflusse, im Lande der Soraken an der Gränze der Cafferey, unter 25° Südbreite. Es war ein Paar, welches ganz ruhig in einem Mimosenwald neben einander stand, mit der Nase gegen den Wind, wie gewöhnlich, um auszuwittern, ob es geheuer; von Zeit zu Zeit sahen sie hinter sich, um zu sehen, ob sie von allen Seiten sicher sind. Man suchte unter den Wind zu kommen oder sie von hinten anzugreifen, als ein Eingeborener sich ausbat, dieselben zu beschleichen oder zu bekriechen, während die Jäger sich vertheilten und ein Hottentott die Hunde hielt. Er zog sich ganz aus, rutschte mit einer Flinte, wie eine Schlange, auf dem Boden fort, sehr langsam, und hielt still, sobald sie sich umsahen. Er sah dann aus wie ein Steinblock. Sein Kriechen dauerte über eine Stunde; endlich kam er hinter ein Gebüsch von Wolfsmilch, etwa 200 Schritt von den Thieren, wo er aufstand und sich umsah, ob seine Kameraden alle auf ihren Posten wären; dann legte er an, wartete aber, bis sich eines umsah, um den Kopf zu treffen. Er verwundete das Männchen, welches einen fürchterlichen Schrey ausstieß und mit dem Weibchen wüthend nach der Gegend des Knalles lief. Er legte sich unbeweglich auf den Boden; sie schoßen neben ihm vorbey und kamen gerad auf Le Baillant zu. Nun ließ er die Hunde los, worauf sie einen Haken schlugen, aber nach und nach 3 Schüsse von den Jägern erhielten. Sie schlugen fürchterlich gegen die Hunde aus, zogen mit ihrem Horn 8 Zoll tiefe Furchen in den Boden und schleuderten die Erde nach allen Seiten. Die Jäger rückten

näher, worauf sie über allen Begriff wüthend wurden. Plötzlich stellte sich das Männchen gegen die Hunde, das Weibchen aber ergriff die Flucht, worüber man sich sehr freute, weil es immer gefährlich ist, es mit 2 solcher fürchterlicher Feinde aufzunehmen, was auch hier ohne die Hunde nicht wohl würde gegangen seyn. Blutspuren zeigten, daß sie verwundet waren. Das Männchen kehrte endlich auch um, lief aber auf ein Gebüsch zu, wo 3 Jäger standen, welche es in einer Entfernung von kaum 30 Schritt fällten. Es schlug aber noch so heftig um sich, daß die Steine nach allen Seiten flogen, und weder Menschen noch Hunde sich zu nähern wagten. Er wollte es aus Mitleiden noch durch einen Schuß tödten, wovon ihn aber die Wilden abhielten, weil sie einen sehr großen Werth auf das Blut legen und es getrocknet gegen allerley Krankheiten, besonders gegen Verstopfungen, brauchen. Als es todt war, liefen sie hurtig herbey, schnitten ihm die Blase aus und füllten sie mit Blut. Nach ihrer Versicherung war es eines der größten, obschon sein vorderes Horn nicht länger war als 19 Zoll. Indessen maas der Leib $11\frac{1}{2}$ Schuh, die Höhe 7 Schuh 5 Zoll. Obschon das Thier mit diesem Horn tiefe Furchen macht und große Steine herumschleudert; so sieht es doch nicht verk auf den Knochen, sondern hängt wirklich bloß an der Haut und läßt sich mit derselben hin und her schieben. Das hintere Horn war um $\frac{1}{3}$ kürzer.

Sparmann hat es gut beschrieben, aber nicht besonders abgebildet; Bruce noch schlechter, weil er ihm Falten gibt, wie sie das einhörnige hat. Denen in Africa fehlen sie ganz gewiß. Ob sie die in Abyssinien haben, ist sehr zu bezweifeln. [Man ist allgemein darüber einverstanden, und die Vergleichung beweist es, daß Bruce keine eigene Abbildung gegeben, sondern Buffons Abbildung des indischen Nashorns Strich für Strich copiert und das zweyte Horn darauf gesetzt hat.]

Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß der Hauptaufenthalt der Nashörner an der Quammedaka sey, als welche Gegend schon zu viel bevölkert ist; gegenwärtig findet sich dort kein einziges mehr, wie in der ganzen Cap-Colonie. Sie suchen unbekannt allg. Naturg. VII.

wohnte Gegenden, wo es weder Menschen, noch viele Antilopen, Löwen u. dergl. gibt. Von einhörigen weiß man im ganzen Lande nichts.

Das kleine Auge steckt einige Zoll tief, gleichsam in einer Röhre, und kann daher nur nach einer Richtung sehen; daher sich die Wilden auch gar nicht fürchten, wenn sie auch dicht neben dem Thiere stehen, nur nicht in der Richtung des Auges. Eigenthümlichkeiten dieses Thieres sind: den Boden beym Laufen mit dem Horn aufzureißen, den Harn hinter sich zu spritzen, auszuschlagen und den Mist, welchen der Elefant ganz läßt, zu zerstampfen. Obschon sein Fleisch nicht so gut ist, wie das des Flusspferdes, so übertrifft es doch das des Elefanten; daher auch die Wilden alle Gefahren vergaßen über die Freude auf das köstliche Mahl, welches sie noch diesen Abend halten wollten. Man schätzte das Thier zwischen 20 — 30 Centner. *Second voyage II. Pan 4. (1796.) 4. p. 137., deutsch IV. 1797. S. 260.*

Nach Lichtenstein gibt es noch Nashörner im Roggefeld an der nördlichen Gränze der Colonie, wo die Colonisten noch manche erlegen. Das Fleisch überläßt man den Wilden, die Haut aber schneidet man in Streifen und macht daraus die bekannten Reitgerten, welche Schambok heißen, und mit 2—4 engl. Schillingen bezahlt werden, so daß ein Nashorn wohl den Schuß Pulver werth ist. Auch am großen Fischfluß, gegen das Meer, finden sich noch diese Thiere ziemlich häufig, und es werden dahin von Camdeboo und Bruynjes-Höhe aus nicht selten Jagden angestellt. Es ist für die Reisenden bey Nachtzeit das gefährlichste Thier, weil es auf jedes Geräusch mit blinder Wuth herbeystürzt. Man hat Beyspiele, daß solch ein Ungeheuer bey Nacht einem Wagen oder den davor gespannten Ochsen in die Seite gefallen ist, und mit unbegreiflicher Kraft alles mit sich fortgeschleppt und zertrümmert hat. Die gewöhnlichste Art, ihnen beyzukommen, ist, daß man ihnen in mondhehlen Nächten an ihren gewöhnlichen Trinkplätzen, zwischen hohen Felsen oder sonst in einem sichern Hinterhalt, auf lauert und sie so nahe kommen läßt, daß der Schuß nicht fehlen kann. Die beste Entfernung ist 30 Schritt, und die Stelle, wornach gezielt wird, das Auge,

weil nur hier die Knochen so dünn sind, daß die Kugel bis zum Hirn dringen kann. Verfehlt man diese Stelle, so wird man verfolgt. Auch am Drangefluß, in der Nähe der Carreeberge, im Lande der Buschmänner, hat er angetroffen. II. 342.

Der Aberglaube, daß Becher, aus dem Horn geschnitten, das Gift in dem Getränke anzeigen, herrscht auch noch an verschiedenen Orten der Cap-Colonie. Reise I. 1811. 138. 157. 583. 590. II. 342. 558. Schädel oder Skelet findet man abgebildet von Camper in Acta petrop. 1777. II. 193. tab. 5. 6., Cuvier, Ann. du Mus. V. 19. tab. 1. 2. Oss. foss. II. D'Alton Taf. 9.

Man findet nicht selten unter der Erde Nashornknochen in allen Ländern, vorzüglich aber in Sibirien, welche der indischen Gattung sehr ähnlich sind (Rh. antiquitatis, tichorinus), zusammengestellt und abgebildet von Pallas (N. commentar. petrop. XIII. 1768. p. 436.), am ausführlichsten aber von Cuvier (Ann. du Mus. III. 32. VII. 19. Oss. foss. II.).

Pallas hat sogar in Sibirien einen Schädel noch mit seinem Fleisch entdeckt. Im ganz nördlichen Asien, vom Don an bis zu dem Eismeer und der Beringsstraße gibt es keinen Fluß im ebenen Lande, an deren einschüssigen Ufern nicht Knochen von Ungeheuern, wie Büffel, Nashörner und vorzüglich Elephanten gefunden würden, und das sowohl in den nach Süden als nach Norden strömenden Flüssen. Es ist ausgemacht, daß das viele Elfenbein, welches aus Sibirien in den Handel kommt, jährlich beym Aufstauen im Frühjahr an den Seiten der steilen sandigen Ufern entblößt wird, an manchen Orten in solcher Menge, als wenn ganze Heerden wären überschüttet worden. Was mir aber kaum jemand glauben wird, ist die ungeheure Thatsache, daß man ein ganzes Nashorn gefunden, welches sich durch so viele Jahrhunderte in dem gefrorenen Boden mit Haut und Fleisch erhalten hat. Als ich im März 1772 nach Jakuzk kam, zeigte mir der Gouverneur des östlichen Sibiriens einen mit seiner Haut überzogenen Kopf, nebst einem Vorder- und Hinterfuß, welche der Vorgesetzte des Districts von Jakuzk am Lena eingeschickt hat. Das Thier wurde am sandigen Ufer des

Flusses Wiluji, unter 64°, gefunden; es war 15 Spannen lang, 10 hoch und noch ganz mit der Haut überzogen. Den Rumpf und einen Fuß ließ man liegen. Den Kopf und den Hinterfuß hat Pallas nach Petersburg geschafft, wo er in der Sammlung der Academie aufbewahrt wird. N. commentar. petrop. XVII. 1772. p. 585. tab. 15.

Viele gelehrte Theologen und Naturforscher halten das von Hiob (Cap. 39. V. 9—12.) beschriebene Reem für das Nashorn, andere für das eingebildete pferdähnliche Einhorn, andere endlich, wie Bochart, für eine Gazelle, weil dem Reem in der heiligen Schrift bald ein, bald zwey Hörner zugeschrieben werden. Die letztere Meynung kam wohl daher, daß man in der neueren Zeit theils nichts mehr von einem zweyhörnigen Nashorn wußte, theils einige Gazellen, welche ohne Zweifel ein Horn abgestoßen hatten, für das fabulöse Einhorn der Alten hielt.

Das Reem der heiligen Schrift, es mögen ihm ein oder zwey Hörner beygelegt werden, ist wegen seiner Stärke und Unbändigkeit fast ohne Zweifel das Einhorn. Franzius, Hist. anim. sacra, 1633. 8. pag. 109. Bochart, Hierozoicon, 1663. I. Fol. 948. Ed. Rosenmülleri, 1794. 4. II. 335.

5. G. Die Pferde (Equus)

unterscheiden sich von allen Thieren durch den einfachen Huf, mit dessen Spitze sie auftreten; sie haben außerdem 6 Schneidezähne oben und unten, und überall 6 viereckige, gleichhohe, ebene Backenzähne mit 4 gebogenen Schmelzleisten; zuweilen einen kleinen Eckzahn in einer großen Lücke.

Ihr Character liegt in den großen Augen.

Die schöne Gestalt, die verhältnismäßige Größe der Theile zu einander, der stolze edle Anstand, die Nahrung, der Verstand und die Gelehrigkeit der meisten Pferdarten sind hinlänglich bekannt, und bedürfen keiner umständlichen Darstellung. Der Aufenthalt ist in den gemäßigten und heißen Gegenden von Asien und Africa.

Sie haben alle eine Mähne auf dem Halse, und nur eine Zehne, welche aber vielleicht aus zwey zusammengewachsen ist,

wie der sogenannte Röhrenknochen im Mittelfuß der Wiederläufer; unter dem Fleisch liegen zu jeder Seite die sogenannten Griffelknochen, welche Stummeln von zwey andern Beinen sind; innwendig über der Fußwurzel endlich die sogenannte Warze, welche die Stelle des Daumens anzudeuten scheint.

a. Die africanischen

stehen in der Größe zwischen dem Esel und dem gemeinen Pferd, haben Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen, gleich dem Esel, und zeichnen sich durch helle und dunkle Querstreifen aus.

Sie sind ziemlich unbändig, und daher hat man noch nicht versucht, sie in Hausthiere zu verwandeln; vielleicht auch, weil man sie nicht braucht, da der Esel, das Pferd und das Cameel alle nöthigen Geschäfte thun.

1) Das Zebra (E. zebra)

hat Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen, und Haare nur an der Schwanzspitze, beides wie der Esel, ist aber größer, am ganzen Leibe weiß und schwarz sehr zierlich nach der Quere gestreift.

Diese Thiere finden sich bloß in den Wäldern der heißen Zone von Africa, gehen vom 7.° Nordbreite aus Aethiopien bis an das Vorgebirg der guten Hoffnung, und halten sich gewöhnlich in großen Heerden zusammen. Die Griechen und die ältern Römer hatten keine Kunde von diesem Thier. Man vermuthet, daß der Hippotiger, welchen Caracalla im Jahr 211 unserer Zeitrechnung, so wie einen Elephanten, ein Nashorn und einen Tiger bey den Spielen auftreten ließ und selbst tödtete, dieses Thier gewesen, wofür allerdings der Name Tigerpferd spricht. Xiphilinus, Epitome hist. Dionis Nicaei. 1551. p. 258.

Entschiedenenes kommt aber darüber nicht eher vor, als bis auf Philostorgius aus Cappadocien, welcher unter Theodosius dem Jüngern um 425 schrieb. Nachdem er von verschiedenen Thieren, welche von den Quellen des Nils im Mondgebirge nach Constantinopel kamen, wie Elephanten, Büffel, Giraffe, verschiedene Affen, Papageyen, Perlhühner (Garamantae)

gesprochen, fährt er fort: in dieser Gegend gibt es aber auch sehr große wilde Esel, welche sich durch ein sehr geschäcktes Fell von weißer und schwarzer Farbe nicht wenig auszeichnen; sie haben Bänder vom Rückgrath nach den Seiten des Bauches, wo sie sich theilen und sich hin und wieder vereinigen, wodurch eine wunderbare und seltsame Verflechtung und geschäckte Zeichnung entsteht. Hist. ecclesiast. 1642. 4. III. cap. 11. pag. 43.

Auch die Araber reden von geschäckten Eseln. Damir bey Bochart (I. cap. 16. p. 869.).

Phil. Pigafetta hat zuerst dieses Thier aus Congo, wo es wirklich Zebra heißt, abgebildet (Descriptio regni afric. Congo. 1598. Fol.). Diese Abbildung wurde von Aldrovand copiert (Solipedes p. 417.). Es habe vom Rückgrath gegen den Bauch Streifen von dreyerley Farben, nemlich schwarze, weiße und braune, fast 2 Finger breit und sehr regelmäßig geordnet. Diese Thiere seyen zahlreich in den Wäldern und liefen so schnell und anhaltend, daß sie bey den Portugiesen zum Sprichworte geworden. Man würde sie wohl zähmen und wie Pferde brauchen können, aber da die Einwohner keine Pferde haben und daher das Zebra nicht zu zähmen verständen, so bediene man sich statt des Viehes der Menschen und lasse alles auf Bahren, oder sich selbst in Sänten tragen.

Lobo, ebenfalls ein Portugiese, sah um das Jahr 1621 das Thier in Abyssinien, nennt es aber bloß wilden Esel und Zebra, und sagt nichts weiter, als daß es sehr groß, wunderbar schön sey, und daß die schönsten sich in diesem Lande fänden. Der Herausgeber seines Werks, Le Grand, setzt hinzu: es sey eine Art Maulthier, welches Zebra oder Zecora heiße, am ganzen Leibe schwarze und weiße, 2 fingerbreite Bänder habe, bey dem Laufen den Kopf zwischen die Beine stecke, und viel hinten ausschlage; die Könige von Abyssinien machen gewöhnlich einige denjenigen Fürsten zum Geschenke, an die sie Gesandte schicken. Man verwechsle dieses Thier manchmal mit den wilden Eseln, obschon es davon sehr verschieden sey. (Voyage d'Abissinie. 1738. 4. p. 17. 230.)

Th evenot beschreibt 1666 eines, welches er in Cairo gesehen, genauer. Ein Gesandter aus Aethiopien brachte es als Geschenk für den Sultan nach Constantinopel; zwey andere waren unterwegs gestorben. Es hatte auf dem Rücken einen schwarzen Striemen und um den Leib fingersbreite weiße und castanienbraune Streifen, ebenso um die Füße, den Kopf und die Ohren. Reise 1693. II. Cap. 68. 329. Sonst wurde dieses äthiopische Thier nicht weiter beobachtet.

Von dem in der Cap-Colonie hat man dagegen ausführliche Schilderungen. Es heißt daselbst, nach Kolve, wilder Esel, obschon es so zierlich und groß ist, daß es diesen Namen nicht verdient, ungeachtet seiner großen Ohren; es wiehert und frist Gras, wie ein Pferd. Es läuft haufenweise im freyen Feld herum und läßt sich nicht sehen. Es ist eines der schönsten und anmuthigsten Thiere, das je ein menschliches Auge beschauen kann, von der Größe eines ungarischen Pferdes, mit glatten Haaren und einem schwarzen Striemen von der Mähne bis zum Schwanz; von da gehen um den ganzen Leib abwechselnd 2 Zoll breite, weiße und dunkelbraune Streifen, welche da, wo sie an einander gränzen, gelblich werden, kaum $\frac{1}{2}$ Zoll breit; um den Kopf, die Ohren und die Füße sind alle Bänder schmaler. Sie sind viel schneller als irgend ein Pferd und in einem Augenblick aus dem Gesichte. Vorgebirg 1719. Fol. 146. Taf. 3.

Sparrmann sah sie zuerst bey dem warmen Bad, also nur einige Tagereisen von der Capstadt nach Osten, wo sie bey den Colonisten wilde Pferde heißen. Sie gehen in großen Heerden bey einander, und sehen in ihrem schwarz und weiß gestreiften Kleide sehr schön aus. Das Fell kommt bey den Kürschnern in Europa unter dem ungereimten Namen von Seeperdhäuten vor. Ein reicher Einwohner soll einmal ein Paar aufgezogen und vor seine Kutsche gespannt haben; sie seyen aber mit ihm durchgegangen und in den Stall gelaufen. Reise 126. 211.

Le Bailant sah an demselben Ort ganze Heerden von Zebra, Gazellen und mehrere Strauße ganz friedlich unter einander. Es heißt jetzt daselbst Streifen-Esel, und wird bisweilen

mit dem Quagga, das eigentlich wildes Pferd heißt, verwechselt. Premier Voyage I. 8. 107. Sec. Voy. II. 4. 136.

Nach dieser Zeit sind mehrere lebendig nach Europa gekommen. Ein vierjähriges Weibchen zu Paris war 3 Schuh 3 Zoll, lang 6 Schuh 4 Zoll, der Schwanz 2 Schuh, der Kopf 16 Zoll, die Ohren 10. Es hatte acht schwarze Bänder auf dem Hals, zwey auf der Schulter, zwölf um den Rumpf. Der Bauch ist weiß, so wie die Mitte des Schwanzes, dessen lange Haare schwarz sind; die Mähne kurz und aufrecht. Es war sehr mild und ließ aussitzen wie ein Pferd. Cuvier, Ménagerie Fol. Fig. Edwards Taf. 222. (Seeligmann VII. Taf. 26.) Buffon S. 1. Taf. 1. 2. Schreber V. Taf. 316. Knorr, Deliciae II. tab. K. 8. Gray, Zool. Journal I. 1824. pag. 241. tab. 9. fig. 3. (Ziss 1830. S. 411.)

Es bringt Bastarde hervor mit dem Esel und dem Pferd. Fr. Cuvier, Mamm. livr. 15.

2) Das Quagga (*E. quagga*)

gleichet in allen Theilen dem Zebra, ist aber etwas kleiner, hat kürzere Ohren, nur Bänder auf Kopf und Hals, und ist übrigens hellbraun, Bauch, Füße und Schwanz ganz weiß.

Man hat dieses Thier, welches ebenfalls am Vorgebirg der guten Hoffnung vorkommt, für das weibliche Zebra gehalten. Edwards T. 223. (Seeligmann VII. T. 27.) Allein die Zeichnung und Beschreibung, welche Gordon an Allamand in Holland geschickt hat, veranlaßte die Naturforscher es für eine eigene Gattung zu halten. Die Quagga sind gelehriger, und werden von den Landleuten vor die Karren gespannt, welche sie sehr gut ziehen. Indessen sind sie tückisch, beißen und schlagen, besonders die Hunde. Selbst die Hyänen unterstehen sich nicht, sie anzugreifen. Sie gehen heerdenweise, oft über Hundert, mit einander, und nie sieht man ein Zebra unter ihnen. Gordon sah an einem Tage zwei Heerden, die eine aus 10 Alten, die andere bloß aus Fohlen, welche ihren Müttern folgten; er sprengte mit seinem Pferde dazwischen, wodurch eine Fohlen seine Mutter aus dem Gesicht verlor und sogleich seinem Pferde folgte, was abri-

gens auch die jungen Zebra thun. Dieses war im Lande der Buschmänner, weit von allen Wohnungen. Ihr Laut hat Aehnlichkeit mit den Sylben quah quah. Die Hottentotten finden ihr Fleisch gut, die holländischen Bauern aber fad. Buffon, Suppl. VII. tab. 7.

Sparmann sah sie zuerst bey Zwellendam, einige Tagereisen östlicher als das warme Bad, nicht weit von der Südküste, und behauptet ihre Verschiedenheit vom Zebra; die Zeichnung ist bey beiden Geschlechtern beider Gattungen gleich. Man hatte daselbst eines aufgezogen, welches den Menschen nachlief, mit den Pferden des Nachts auf die Waide gieng und dieselben vor den Anfällen der Hyäne schützte. In der Capstadt sah er auch eines mit 5 Pferden angespannt. Dann sah er wieder ganze Heerden dieser wilden, nebst Antilopen, in Krakekamma am Schw. opfflusse, also sehr weit östlich von der Capstadt, immer in der Nähe der Küste; ebenso am Sonntagsflusse, am Fischflusse bey Hinterbruyntjes-Höhe, nebst Antilopen, sogenannten Hirschhieren und Springböcken zu Hunderten und Tausenden, wo ein Weibchen geschossen und von den Hottentotten verzehrt wurde. Reise 210. 339. 387. 443.

Ein lebendiges und altes Männchen in Paris war 6 Schuh 3 Zoll lang, Widerrist 3 Schuh 9 Zoll hoch, Kopf 1 Schuh 3 Zoll lang, Ohren 6 Zoll, Schwanz 2 Schuh 3 Zoll. Obschon es jung gefangen war, blieb es dessen ungeachtet scheu. Zwar ließ es bisweilen sich nahe kommen und selbst streicheln: aber ehe man sichs versah, schlug es aus; und wollte man es aus einem Pferch in den andern führen, so wurde es ganz wüthend, suchte zu beißen, fiel auf die Knie und zerbiß alles mit den Zähnen, was es erreichen konnte. Es schrie ganz anders als Pferd und Esel, besonders wenn diese Thiere an ihm vorbeigingen, sehr scharf uo uo zwanzigmal hinter einander, mehr wie das Heulen eines Hundes, als das Bellen. Es fraß wenig; 1 Bund Heu und etwas Haber oder Kleyen waren genug für einen Tag. Cuvier, Ménagerie Fig.

Lichtenstein ist dem Quagga oder wilden Pferd oft begegnet. Auf der sogenannten Quaggaflähe, zwischen dem Sonn-

tags- und Buschmannsfluß im Osten der Colonie, unweit der Südküste sahen sie dasselbe in Heerden von 80—100 Stück; sie nahmen aber im schnellsten Trabe die Flucht, ebenso die Heerden der Springböcke, welche nicht selten aus 2000 Stück bestehen. Man hat hin und wieder Versuche gemacht, sie zu zähmen, ist aber damit nicht weiter gekommen, als sie zum Ziehen abzurichten. Zum Tragen wurden sie noch nicht gebracht, und überdies sind sie so bissig, daß die Gefahren ihrer Wartung den Nutzen weit übersteigen würden. Pferde kann man viel wohlfeiler aufziehen oder kaufen. Im warmen Bockefeld sah er ein gezähmtes, das mit den Pferden auf die Waide gieng, und sich auch streicheln, aber schlechterdings nicht besteigen ließ. Selbst wilde kamen bisweilen, und grasten ganz ruhig unter dem Vieh der Reisenden. Reise I. 564. II. 267 u. s. w. In der Nähe der Karroberge bemerkten sie, daß zwischen diesen Thieren und den Straußen eine besondere Zuneigung statt finde, beide sich zusammenhalten und die Quaggen bey der Flucht den Straußen immer folgen, weil diese ein besseres Gesicht haben, und daher die Gefahr von Ferne wahrnehmen; diese dagegen halten sich zu jenen, weil sie in ihrem Mist große Käfer finden.

Le Baillant hält ebenfalls dieses Thier für eine eigene Gattung, und bestätigt, daß dessen Heerden sich nie mit denen der Zebra mischen. Sein Geschrey hat Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde.

Außerdem hat er ein ähnliches, aber ganz isabellfarbenes Thier ohne alle Streifen, in dem Lande der Namaken angetroffen, wo es weißes Zebra heißt, ebenfalls in Heerden lebt, aber scheuer und wilder als irgend ein anderes in Africa ist, so daß er nicht im Stand war, eines zu erlegen, und mit einer gekauften Haut fürlieb nehmen mußte. Er nennt es geradezu wilden Esel. S. Voy. II. 133.

Burchell unterscheidet 3 gestreifte Thiere in der Cap-Colonie, das Quagga, das Zebra und das Dauw oder das eigentliche wilde Pferd (*E. montanus*), welches nur auf Bergen lebt, einen schmälern Huf hat und über und über, auch an den Füßen, mit einfachen schwarzen und weißen Bändern

geziert ist, während das Zebra nur in der Ebene lebt, braun und weiß gestreift ist, und zwar so, daß die braunen Streifen doppelt oder in der Mitte heller sind, und sich dieselben nicht bis auf die Beine erstrecken, welche daher weiß bleiben. Zu diesem wilden Pferd würden nun alle eigentlichen Zebra aus Congo, Abyssinien und der Cap-Colonie gehören, welche bisher abgebildet worden sind; den Namen Zebra behielt nur das von Burchell abgebildete, in der Ebene nah an der Capstadt vorkommende, mit ungestreiften, weißen Beinen. *Travels* S. 139. T. 6. Gray, *Zoolog. Journ.* I. 1824. tab. 9. fig. 1. E. Burchellii.

Auf diese Weise hätten wir nicht weniger als 5 Gattungen Zebra bloß am Bergebirge der guten Hoffnung, welche vielleicht weiter nichts als Abarten sind.

b. Asiatische Pferde.

3) Der Esel (*E. asinus*), Ane; Ass,

ist das kleinste von allen, einförmig aschgrau, das Männchen mit einem schwarzen Kreuz über Rücken und Schulter; Haarbüsch nur an der Schwanzspitze, und Daumenwarzen nur an den Vorderfüßen.

a) Der wilde Esel (*Onager*)

ist bedeutend größer und muthiger als der zahme, das Haar glatter, mehr silberweiß und glänzend, die Ohren aufrecht. *Schreber* V. T. 312.

Dieser Esel, von welchem die Alten so vieles zu sagen wußten, ist in der neuesten Zeit fast ganz aus dem Gedächtniß verschwunden, weil wir nicht Herren der Länder sind, wo er vorkommt, und sie daher nicht zur Verbesserung der europäischen Eselzucht herbeychaffen können. Selbst die Reisenden gehen nur in Eile oder in Carawanen durch die Wüsten Asiens auf den großen Straßen, deren Nähe diese Thiere, natürlicher Weise, vermeiden. Pallas war es vorzüglich, welcher wieder die Aufmerksamkeit darauf lenkte und glaubwürdige Nachrichten darüber sammelte. Niebuhr hörte vor 60 Jahren in Arabien, und selbst Syrien, nichts mehr von ihnen, obschon sie zu Raubvolks Zeiten, vor 250 Jahren, daselbst nicht selten gewesen. Einige Reisende haben nur einzelne an orientalischen Höfen ge-

sehen, und Rubruquis ist der einzige, welcher sie unter dem tatarischen Namen *Kulan* in den Wüsten der großen Tatarey gesehen hat, so wie einige andere zwischen dem caspischen Meer und dem Aral-See. Nach den Alten waren sie durch ganz Kleinasien, Syrien, Persien und Arabien verbreitet. Die heil. Schrift erwähnt ihrer sehr oft, und setzt sie in die Nachbarschaft von Palästina und nach Mesopotamien, wo sie auch Xenophon in der Nähe des Euphrats angetroffen hat mit Straußen und Gazellen. Strabo setzt sie nach Cappadocien, Varro und Plinius nach Kleinasien überhaupt; Ammian Marcellin in das Land der Kurden; Plinius, Aelian und Arrian auch an die Nordküste von Africa, von wo sie wahrscheinlich auf die canarischen Inseln verpflanzt wurden, und sich in den Wäldern so vermehrt haben, daß man bey einer allgemeinen Jagd gegen 1500 tödtete.

Nach den übereinstimmenden Ausfagen der Nomaden, der Carawanen aus der Bucharey und der aus der Sclaverey zurückgekommenen Personen, sind unter dem Namen *Kulan* die bey allen Asiaten bekannten wilden Esel noch sehr zahlreich in den Wüsten der großen Tatarey; sie kommen jährlich heerdenweise in die bergigen Wälder östlich und nördlich des Aralsees, wo sie den Sommer zubringen, und sich im Herbst zu 100, ja 1000 sammeln, um südlich nach Indien zurückzukehren. Barboza (Ramusio I. p. 300.) will sie selbst in den Bergen von Malabar und Golconda gesehen haben; aber Persien, besonders die Gebirge um Casbin, ist sicherlich ihr eigentliches Vaterland, weil man sie daselbst das ganze Jahr findet. Pallas hat sich keinen verschaffen können, weil sie noch weit von der russischen Gränze bleiben, und nicht über 48° hinausgehen. Gmelin aber hat sie in den siebenziger Jahren an der Ostküste des caspischen Meeres beobachtet, und ein Paar nach Petersburg geschafft. Die Tataren lauern ihnen versteckt auf, und schießen sie bloß um des Fleisches willen, welches sie eben so lecker finden, wie ehemals die Römer das von denen aus Phrygien und Lycanien (Plinius Lib. VIII. cap. 44.). Die Perser dagegen fangen sie lebendig in Wolfsgruben und verkaufen sie theuer in die

Stutereyen, wo man sie zähmt und die prächtigen Esel zieht, welche man in Persten, Arabien und Aegypten reitet und theurer bezahlt, als selbst Pferde. Man färbt sie mit der Pflanze Kanna (Hennah, Lawsonia) roth, woraus Aelian die rothen indischen Maulesel gemacht zu haben scheint. (Lib. XVI. cap. 9. p. 205. ed. Schneider.)

Die Thiere dieser Zucht halten viel länger aus als die Pferde, und gehen schneller als die Cameele. Sie machen, nach Niebuhr, in der halben Stunde einen Weg von 3500 Schritten, das große Cameel nur 1950, das kleine höchstens 3000. (Reise 311.) Das jung gefangene Weibchen in Petersburg machte den Weg von Astrakan bis Moskau, über 200 Meilen, hinter der Post, und hatte nur einige Nächte Ruhe. Es starb übrigens bald, wegen ungewohnter Nahrung und des sumpfigen Bodens, von dem der Huf weich wurde und in Stücken abfiel.

Es ist ausgemacht, daß der Esel das kalte und feuchte Klima weniger verträgt als das Pferd, welches in den russischen Bildnissen bis zum 56.° geht. Nimmt man dazu die schlechte Behandlung, welche der Esel in Europa erfährt, so wird seine Ausartung begreiflich. An seinem verstockten Wesen ist wohl auch sein feines Gehör schuld, welches für die Einsamkeit der Wüsten gemacht ist, nicht aber für das Gewühl der Menschen, wo er durch den vielerley Lärm betäubt wird; dafür spricht auch die Sitte der Engländer, ihm die Ohren abzuschneiden, um ihn williger zu machen. Um unsern Hausesel zu veredeln, müßte man ihn mit dem levantischen oder dem wilden selbst paaren, wie denn auch die Römer, nach Barro, ihre besten Maulthiere vom wilden Esel und der Stute gezogen haben. Wahrscheinlich sind die starken und muthigen Maulthiere Perstens, welche selbst Bären mit den Vorderbeinen angreifen, von einer ähnlichen Zucht (Bruyns Reise 139.). Die Lebensart der wilden Esel gleicht ziemlich der des wilden Pferdes und Dschiggetei; sie gehen truppweise hinter dem größten Hengste her, sammeln sich aber bey ihrer Rückkehr nach Süden, kurz nach der Zeit ihrer Paarung, in größerer Zahl. Die Hengste beißen und schlagen gegen einander hinten aus. Sie sehen, hören und riechen so gut, daß

es unmöglich ist, ihnen im freyen Felde nahe zu kommen; die Jäger lauern ihnen daher versteckt an den salzigen Sümpfen auf, wohin sie, obschon selten, zur Tränke kommen.

Das Weibchen zu Petersburg soff bey feuchtem Wetter oft 2 Tage lang nicht, und dann zog es schwach gesalzenes Wasser dem süßen vor, fraß auch gern Brod mit Salz. Es war zu- traulich und lief seinen Wärtern nach, widerstand aber hart- näckig, wenn man es wider seinen Willen führen wollte, ließ sich auch nicht von hinten nahe kommen, und schlug aus, wenn man es auf dem Kreuze berührte. Seine Länge betrug nur 5 Schuh $4\frac{1}{2}$ Zoll, wovon der Kopf 1 Schuh $6\frac{1}{2}$ Zoll; Widerrist 3 Schuh $4\frac{1}{2}$ Zoll; Kreuz 3 Schuh 6 Zoll; Schwanz $10\frac{1}{2}$ Zoll, mit den Haaren 19 Zoll; Ohren $7\frac{1}{2}$ Zoll. Während seines Aufenthalts zu Derpent lief es immer ans caspische Meer, um zu saufen, suchte auch die Salzpflanzen auf, wie Kali, Melden, Gänsefuß und Knöterich; dann bittere Milchpflanzen, wie Löwenzahn und Lattich, endlich Klee, Esparsette, liebte auch Gurken und dürre Erbsen; berührte aber keine wohlriechenden Kräuter, keinen Hahnenfuß, Nesseln und überhaupt keine harten Pflanzen, wie Disteln u. dergl., welche der zahme Esel liebt. Die Perfer sollen die Jungen aufziehen mit Reis, Haber, Reißstroh und Brod. Der Hengst, den man mit dem Weibchen zu Casbin ge- kauft hatte, starb unterwegs, war größer und nicht so willig, 6 Schuh $10\frac{1}{2}$ Zoll lang, wovon der Kopf 2 Schuh; Widerrist 4 Schuh $2\frac{1}{2}$ Zoll; Kreuz 4 Schuh $6\frac{1}{2}$ Zoll; Schwanz mit den Haaren 2 Schuh; Ohren $11\frac{1}{2}$ Zoll, ganz aufrecht, und hatte auch das dunkle Kreuz, welches dem Weibchen fehlt.

Das Haar lind, fast wie Wolle, silberweiß; Kopf, Seiten des Halses, Rumpfes und die Hinterschenkel blond oder blaß- falb; der braune Rückenstreifen ist jederseits mit einem weißen begränzt, in welchen ein ähnlicher von den Weichen läuft, wie es schon *Oypian* angibt (*De Venatione* III. 183.); Mähne 4 Zoll hoch und dunkelbraun.

In der Bucharey, Astrakan und Persten macht man Cha- grin aus der Haut auf dem Kreuze. Man weicht sie ein bis die Haare abgehen, spannt sie sodann auf einen Rahmen, legt

sie auf Filz, der mit dem Samen von Gänsefuß (*Chenopodium*) bestreut ist, legt einen andern Filz darauf, tritt darauf herum und trocknet sie im Schatten; schabt dann die entstandenen Erhöhungen ab, legt sie wieder einige Tage in Wasser, dann auf kurze Zeit in heiße Lauge, und endlich auf Haufen, wo sich die von den Körnern eingedrückten Gruben erhöhen. Dann wird sie gefärbt grün, blau, roth und schwarz. *Acta petrop.* 1777. II. 258. tab. 11. 12. *Zoograph. ross.* I. 264. tab. 26. 27. In der neuesten Zeit hat sie wieder Elphinstone in der Sandwüste von Candahar, und Ker Porter in dem alten Medien gefunden. (*Travels in Persia etc. etc.* 1821. 4. I. pag. 459.) *Dureau de la Malle, Ann. sc. nat.* 27. 1832. 113. (*Ziss* 1835. 620.)

b. Der zahme Esel (*E. asinus domesticus*)

ist durch die lange Mißhandlung, besonders in Europa, so herunter gekommen, daß er seinen Stammeltern fast gar nicht mehr gleicht; er bleibt nicht bloß viel kleiner, sondern hat auch eine matte aschgraue Farbe und längere schlaffe Ohren. *Buffon* IV. 377. T. 11—13. *Schreber* V. T. 313.

Der Muth hat sich bey ihm in Widerspänstigkeit verwandelt, die Hurtigkeit in Langsamkeit, die Lebhaftigkeit in Trägheit, die Klugheit in Dummheit, die Freyheit in Geduld, der Muth in Ertragung der Prügel. Zum Ziehen ist er zu schwach; daher wird er bloß zum Tragen für seine Kräfte meistens übermäßiger Lasten gebraucht. Im Orient und in Africa wird er milder und verständiger behandelt; daher ist er auch ein stattlicheres und edleres Thier, auf dem zu reiten sich niemand zu schämen braucht. Bey uns wird er zum Tragen, meistens der Mehlsäcke aus den Mühlen, gebraucht, und nur ganz arme Leute spannen ihn vor den Karren. Er nimmt mit dem schlechtesten Gras und Heu, mit stacheligen Kräutern und mit Kleyen fürlieb, säuft aber nur helles reines Wasser, und verlangt einen trockenen reinlichen Stall. Sein unangenehmes Geschrey heißt Jähnen; er paart sich im May oder Juny, trägt 11 Monate und wirft ein Fohlen, welches 5 Monate saugt, sehr artig und lustig, und schon im zweyten Jahr reif, aber erst im

vierten Jahr ausgewachsen ist, und sein Alter über 30 Jahre bringt. Die Milch ist sehr nahrhaft, wird den Schwindsüchtigen empfohlen, und zum Verfertigen der Parmesankäse angewendet, das Fell zu Trommeln und Pergament.

Bastarde.

Man hat schon seit den ältesten Zeiten Bastarde vom Esel und Pferde gezogen, weil sie stärker als der erste sind, und dauerhafter, besonders die Wallachen, als das letzte. Diese Bastarde kommen bereits häufig in der Bibel vor, bey Homer, Herodot, Aristoteles, Plinius, Varro, Columella u. s. w.

a) Der Bastard vom Esel und der Stute heißt Maulthier (*Mulus*, *Oreus* Arist.), Mulet.

Es wird vorzüglich im wärmern Europa gehalten zum Reiten und Fahren, und zwar an Staatskutschen, weil es höher als das Pferd wird, dauerhafter ist und sicherer geht. Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme schlagen nach dem Vater.

Unter sich pflanzen sie sich nicht fort; aber vom Pferde bezeugt wird es bisweilen trüchtig, und wirft nach 12 Monaten, wie die Stute; dieses Junge aber pflanzt sich nicht weiter fort. Cetti I. 53. Schreber T. 314.

Die Alten hatten noch einen Bastarden vom Maulthier und der Stute (*Ginnus*). Aristoteles VI. 24.

b) Der Bastard vom Pferd und der Eselinn heißt Maulesel (*E. hinnus*, *Burdo*, *Burrichos*), *Petit mulot*, *Bardeau*.

Sie sind kleiner und schwächer als das Maulthier, und sehen mehr wie Esel aus, sind aber braun. Sie kommen allein bey uns vor, und zwar nur in manchen Mühlen. Gesner 703. Buffon 1766. XIV. 436. Schreber T. 315.

c) Man hat auch schon Bastarde vom Esel und der Zebra-stute in England und Frankreich bekommen. Sie sahen ziemlich aus wie der Esel, graulich, mit dem schwarzen Kreuz und solchen Bändern auswendig aus den Beinen. Pennant I. 13. Fr. Cuvier, *Mammif.* livr. 15.

4) Der Halbesel (*E. hemionus*)

hat ebenfalls die Kennzeichen des Esels, sieht ziemlich aus

wie das Maulthier, hat ein Eselskreuz, ist aber falb, Mähne, Rückgrath und Schwanz braun.

Die Kenntniß dieses Thiers, welches in der Mongoley Dschiggetei (Langohr) heißt, verdankt man dem Reisenden Messerschmidt, welcher es vor etwa 100 Jahren in Dawurien entdeckte, dawurisches Maulthier nannte und es für den Halbesel (Hemionus) des Aristoteles (VI. 24.) erkannte, welcher sich damals in Syrien fortpflanzte. Nach Plinius finden sie sich auch in Cappadocien (VIII. 44.), nach Aelian in Indien (XVI. 9.).

Die eigentliche Naturgeschichte davon verdanken wir auch Pallas, welcher sie, nach vierjährigem Suchen, an der Gränze der Tatarey, 1772, am Ende der dawurischen Ebene, in der Nähe des Flusses Argun, gesehen hat; ihr eigentlicher Aufenthalt aber ist die Mongoley, in der Nähe von salzigen Seen, und die Wüste Gobi. Von da schweiften sie ehemals truppweise mit einem Anführer herüber in die russischen Gränzen, jetzt aber nur einzeln und verirrt. Sie lieben vorzüglich trockene aber grasreiche Bergwaiden, und sollen sehr wenig saufen, was in solchen dürren Gegenden eine gute Eigenschaft ist. Sie laufen viel schneller als irgend ein Pferd oder Maulthier, lassen sich aber schlechterdings nicht zähmen, obschon es die reitlustigen Nomaden oft mit jung aufgezogenen versucht haben. Sie werden jedoch häufig, um des Fleisches willen, gejagt, aber nie im freyen Felde erreicht, sondern nur aus einem Hinterhalt geschossen, besonders in der Nähe von Salzlecken. Erblickt der Anführer einen auf dem Boden heranrutschenden Jäger, so entfernt er sich von der Heerde, und untersucht mit großen Umschweifen den Gegenstand, wobey er manchmal geschossen wird; sonst aber kehrt er plötzlich um und treibt seine Heerde, von etwa 20 Stuten und Jungen, fort. Gewöhnlich sind es jedoch nur 5—6. Sie tragen den Kopf hoch, wie die Hirsche, und wiehern fast wie die Pferde. Die jungen Hengste müssen sich ferne halten. Sie paaren sich im August und sollen im Frühjahr werfen. Sie beißen und schlagen wie die wilden Pferde, denen sie viel ähnlicher sind als dem Esel.

Das Winterfell ist blasser, graulichweiß und rauch, auf dem Rücken kraus. Ein dreijähriges Weibchen gleich in Größe und Aussehen dem Maulthier, war aber viel schöner; der Kopf größer als der des Pferds; die Mähne nicht viel über einen Zoll hoch. Ganze Länge $6\frac{1}{2}$ Schuh, davon der Kopf 1 Schuh $8\frac{1}{2}$ Zoll; Widerrist 3 Schuh 10 Zoll; Kreuz 4 Schuh $3\frac{1}{2}$ Zoll; Ohren 7 Zoll; Medicinal-Gewicht 560 Pfund. *Novi Comm. petrop. XIX. 1774. 394. tab. 7. Schreber Taf. 311. Fr. Cuvier, Mammiferes.*

Von diesem Thier ist noch nie auch nur ein einziges Exemplar nach Europa gekommen.

5) Das Pferd, Ross, Gaul (*E. caballus, Hippos*), Cheval, Horse

unterscheidet sich von allen seinen Cameraden nicht bloß durch seine ansehnlichere Größe und schönere Gestalt, sondern auch durch kurze aufrechte Ohren, eine fliegende Mähne und Daumenwarzen an allen 4 Füßen; kein dunkles Kreuz auf dem Rücken. *Buffon IV. S. 174. Taf. 1—10. Schreber V. T. 309. 310. Ridingers Entwurf 1755. Fol.; dessen Vorstellung der Pferde nach ihren Hauptfarben 1770. Taf. 1—50. D'Alton, Naturg. d. Pf. 1810. Imp. Fol. T. 1—50.*

Das Pferd ist gegenwärtig, wie die Rinder, Ziegen, Schafe, Schweine und Hunde, über die ganze Welt verbreitet, fast so weit als der Mensch selbst, und daher allgemein bekannt. Es gibt auch darüber so viele Schriften und prächtige Kupferwerke, wie von keinem andern Thier. Man hat alle seine Theile, Eigenschaften, Bewegungen, Krankheiten u.s.w. aufs Genaueste studiert, und sogar seine äußern Verhältnisse in eine Art von Wissenschaft gebracht, fast wie beim Menschen.

Das Männchen heißt Hengst (*Etalon, Stallion*), das verschnittene Wallach (*Hongre, Gelding*), das Weibchen Stute (*Jument, Mare*), im verächtlichen Sinn Gurre, das Junge Fohlen und Füllen (*Poulain, Colt et Fole*); ein schlechtes Pferd heißt Mähre (*Rosse*), ein kleines Klepper (*Bidet*). Sein Geschrey heißt Wiehern (*Hinnire, Hennir*).

Wir finden das Pferd gezähmt seit der ältesten Geschichte

und zu allen Diensten gebraucht, wie gegenwärtig; zum Reiten, Fahren und im Kriege. Es ist ohne Zweifel das gelehrigste, folgsamste, muthigste und ausdauerndste, daher nützlichste aller unserer Hausthiere, welches zugleich mit seinem Begleiter, dem Hunde, zu unserem Vergnügen dient. Die Haut gibt gutes Leder, die Schwanzhaare Angelschnüre, Polster und Matrasen; die Tataren leben von ihrem Fleisch und ihrer Milch, und machen aus der letztern eine Art Brantwein, Kumys.

Zu den Zeiten des Aristoteles, des Plinius und Varro gab es noch wilde Pferde in allen drey Theilen der alten Welt, jetzt aber, wie es scheint, nur im mittleren Asien, besonders im südlichen Rußland, östlich vom caspischen Meere; an manchen andern Orten, besonders in Südamerica, sind sie verwildert, ein Beweis, daß sie eigentlich dem wärmeren Klima angehören.

Die gewöhnliche Farbe der Haare ist braun und schwarz, es gibt aber auch weiße oder Schimmel, Apfelschimmel, falbe, geschäcke, gewöhnlich braun und weiß, und dann bildet das letztere gern breite Streifen um den Leib, welche an das Zebra erinnern.

Sie haben allerley Eigenthümlichkeiten, wodurch sie sich von andern Thieren unterscheiden; das Wiehern verschieden nach der Verschiedenheit ihrer Wünsche; die Vertheidigung durch Ausschlagen mit den Hinterbeinen, indessen auch bey manchen durch Beißen; die eigene Art des Saufens, indem sie Maul und Nase tief eintauchen, und das Wasser einsaugen; das Sehen im Finstern und das Finden des Weges, wo ihn kein Mensch mehr sieht; der kurze, oft nur 2—3 Stunden dauernde Schlaf, wo sich manche sogar nicht einmal legen; sie können sich nicht erbrechen, und daher sind Brechmittel unwirksam; endlich können sie viel Arsenik lecken, ohne Schaden.

Zum natürlichen Gang der Pferde gehört der Schritt (Pas), der Trab (Trot) und der Galopp. Es hat aber noch 3 andere Arten des Ganges gelernt, den Paß (Amble), wobey es, sonderbarer Weise, beide Füße einer Seite zugleich vorseht; den Mittelpaß (Entrepas), welches eigentlich ein geschwinder Trab ist, bey

welchem die Füße sich abwechselnd bewegen; endlich den kleinen Galopp (Aubin). Die Fußwurzel des Pferdes, oder die eigentliche Ferse, nennt man Knie, den Mittelfußknochen Röhrenbein (Canon), das erste Zehnglied Kugel (Boulet), das zweyte Fessel (Paturon), das dritte, woran der Huf sitzt, Kronbein.

Im Freyen waiden sie Gras; im Stall bekommen sie Klee, Heu und Haber, welcher letztere ihnen besonders nöthig ist, wenn sie stark arbeiten müssen. In diesem Falle bekommen sie täglich 12 Pfund und eben so viel Häcksel, des Abends 5 Pfund Heu; Kutschen- und Reitpferde kommen ziemlich mit der Hälfte aus. Man füttert sie in der Regel dreymal, Morgens um 5 Uhr, Mittags um 11 Uhr, Abends um 7 Uhr, und gib ihnen eben so oft Wasser; bisweilen eine Handvoll Salz unter das Futter.

Die gewöhnliche Länge des Pferds beträgt 8 Schuh, wovon der Kopf 1 Schuh 10 Zoll, die Höhe des Widerrists $4\frac{1}{2}$.

Sie werden im Frühjahr rossig, tragen ungefähr 11 Monate und säugen 4—5. Die Stute muß 5 Jahr alt seyn, der Hengst 6—10. Die Fohlen bekommen die Größe der Stute, die Gestalt, besonders der Gliedmaassen des Hengstes.

Sie sind bis in ihr zwanzigstes Jahr zur Arbeit brauchbar, können aber 40 und mehr Jahr leben.

Sie bekommen überall 6 Vorder- oder Rabzähne und 6 Backen- oder Stockzähne, die männlichen auch Eckzähne in der großen Lücke oder sogenannten Lade, zwischen den Vorder- und Stockzähnen, in welchem Raum das Gebiß oder die Querstange des Zaums, ihren Platz hat. Das Fohlen bekommt schon nach wenigen Tagen die Milchzähne; zuerst die zwey mittleren Vorderzähne oben und unten, bald nachher die vier andern, nach 3 oder 4 Monaten die vier letzten. Erst nach $1\frac{1}{2}$ oder 2 Jahren fallen sie in derselben Ordnung aus; die mittleren werden in 14 Tagen durch größere, aber etwas gelbliche, ersetzt. Ein Jahr später fallen die folgenden aus, und erst bey einem Alter von 4 oder $4\frac{1}{2}$ Jahr die äußern. Die bleibenden Vorderzähne heißen Rosßzähne. Sie haben oben eine Grube mit einem schwarzen Flecken, welchen man die Bohne nennt, und nach der

man das Alter des Pferdes bis ins neunte Jahr bestimmt, wenn es nehmlich Heu und Haber frist, und nicht bloß Gras. Nach 7 Jahren ist die Grube und der schwarze Flecken auf den zwey mittleren Zähnen abgekaut, nach 8 Jahren auf den folgenden und nach 9 auf den äußern. Eckzähne oder Haken kommen im vierten Jahr, bleiben sehr spizig bis zum sechsten, werden dann stumpfer bis zum zehnten. Nachher läßt sich das Alter nicht mehr genau bestimmen. Im achtzehnten Jahr zeigen sich graue Haare in Schweif und Mähne.

Um die Art zu verbessern, sucht man vorzüglich starke und schöne Hengste aus dem Orient zu bekommen oder aus England, wo man von denselben schon eine zahlreiche Nachzucht hat. Die jungen Pferde kann man nach dem dritten Jahr anspannen, nach dem vierten reiten.

Man hat jezt in den meisten Ländern Gestüte, woburch für eine bessere Pferdezuucht gesorgt wird. Sie werden daselbst auf die Waide getrieben. Ein Hengst reicht für 20 Stuten hin.

Die arabischen Pferde werden einstimmig für die schönsten und besten gehalten, besonders zum Reiten. Die Araber sind aufs pünctlichste besorgt, daß nur edles Blut mit einander gemischt wird, und halten deßhalb Stammbäume für die Pferde, welche bereits 2000 Jahre lang fortgeführt seyn sollen.

Sie sind von mittlerem Wuchs, mehr mager als fett, leicht, stolz und dauerhaft.

Auf sie folgen die barbarischen oder Berber, gewöhnlich grau und sehr tauglich zu Hengsten oder Bescheltern.

Beide sind die Stammeltern der englischen Pferde.

Außerdem gibt es eine Menge Arten, wie türkische, spanische, neapolitanische, friesische u.s.w. Die polnischen, ungarischen und russischen sind klein und unansehnlich, aber geschwind und dauerhaft. Dann hat man wieder Jagd-, Schuß-, Kriegs-, Reit-, Paß-, Wagen-, Kutschen- und Prachtpferde, welche alle besonders abgerichtet werden müssen.

Nach dem Menschen ist das Pferd, unter allen Thieren, den meisten Krankheiten unterworfen, und die Viehhärzte sind im

Grunde nur Rosärzte, so wie die Vieharzneykunde eigentlich eine Rosärzneykunde ist.

Was die Bastarde betrifft, wurde bey dem Esel bemerkt.

Ob es überhaupt noch irgendwo in der Welt wahrhaft wilde Pferde gibt, oder ob sie nur verwildert sind, läßt sich nicht leicht ausmachen. Herodot setzt wilde, und zwar Schimmel, an den Hypanis (Dniester), Strabo nach Indien, in den Caucasus, die Alpen, nach Iberien und Celtiberien, Plinius in den Norden, Varro nach Spanien, Leo Africanus, in sehr später Zeit, nach Nordafrika. Diejenigen, von welchen Pallas im südlichen Rußland in seiner Reise spricht, scheinen verwilderte oder Halbesel zu seyn.

Azara handelt am ausführlichsten von den verwilderten Pferden in Südamerica. Es kamen zuerst, 1535, andalusische nach Buenos Ayres, welche bald den Wäldern überlassen wurden, weil die Einwohner nach Paraguay auswanderten. Diese Pferde sind nun zerstreut südlich vom Platastrom bis nach Patagonien; einige leben auch nördlich vom la Plata. Sie halten sich überall in zahlreichen Heerden zusammen, nicht selten an 10,000. Sie sind sehr schädlich, nicht bloß, weil sie viel gute Waide abfressen, sondern auch, wo sie Hauspferde sehen, im Galopp auf sie loslaufen, wiehern, ihnen schmeicheln und sie endlich bestimmen mitzugehen, wodurch die Reisenden sitzen bleiben. Man kann sie jedoch durch vieles Lärmen vertreiben, wobey aber manchmal die ganze Heerde dicht geschlossen mehrere Kreise um die Reisenden läuft, ehe sie umkehrt. Bey Nacht ist man jedoch sicher vor ihnen. Die wilden Pampas essen ihr Fleisch, besonders von den Fohlen und Stuten; die Spanier tödten nur, wo Holzmangel ist, bisweilen eine fette Stute, um Feuer mit dem Fett ihrer Knochen zu machen. Häufiger werden sie gefangen, indem man drey faustgroße Steine mit $2\frac{1}{2}$ Schuh langen Seilen an einander gebunden unter sie wirft, worein sich die Beine verwickeln, daß man Schlingen werfen und sie binden kann. Man bevestigt sie dann mit einem ledernen Kappzaum an einen Pfahl, läßt sie 2—3 Tage hungern und dursten, wallacht sie, und braucht sie dann wie zahme Pferde.

Die Gütter- oder Waidenbesitzer verfolgen sie aus allen Kräften, halten zu Pferd Treibjagden und tödten sie mit Lanzen, was am besten gelingt, wenn man sie in eine Bergschlucht jagen kann. Sie sind eben so groß und stark, als die Hauspferde, aber nicht so schön, der Kopf und die Beine sind dicker, Hals und Ohren länger. Sie haben keinen gemeinschaftlichen Anführer, aber jeder Hengst sammelt um sich so viel Stuten als er kann, und daher theilt sich die große Heerde in viele Truppen, die aber nahe beysammen bleiben. Sie sind alle braun und schwarz, nicht geschäckt; die letzteren jedoch selten, woraus man schließen darf, daß die ursprüngliche Farbe braun war. Die Haare sind nicht länger als bey den zahmen, welche hier wegen des ebenen, steinlosen Bodens nicht beschlagen werden. Man will einige zahme Pferde gesehen haben, welche hinter den Ohren 4 Zoll lange Hörner hatten, wie die Rinder. [Thomas Bartholin spricht von mehreren dergleichen, und bildet zwey ab, welche einem Pferde zu Copenhagen aus den Ohren gewachsen waren, von 1—3 Monat abfielen und wieder wuchsen. Sie glichen Hahnesporen, waren hart, krumm, glänzend wie Perlen, saßen aber nur in der Haut und waren beweglich. Hist. anat. Cent. II. 1654. Nr. 10.] Auf allen Güttern läßt man 30—40 Stuten mit einem Hengste frey laufen, sieht nur manchmal nach denselben und fängt sodann die Fohlen, auch wohl die Alten, wenn man ihrer bedarf. Verwilderte Esel gibt es sehr wenige, und sie haben ein schlechtes Aussehen, ebenso die Maulthiere vom Esel und der Stute; andere gibt es nicht. Paraguay II S. 296.

Die halbwild gehaltenen Pferde in Paraguay gewöhnt man, je nach ihrer Art, in besondern Truppen zu leben. Sind sie gegen 3 Jahre alt, so theilt man einem Hengst in einem bestimmten Revier etwa 12—18 Stuten zu, welche er gegen andere Hengste vertheidigt; gibt man ihm zu viel, so hütet er sie nicht mehr. Die Fohlen leben bis ins dritte oder vierte Jahr bey ihren Müttern, von denen sie, so lange sie noch saugen, vertheidigt werden, bisweilen selbst gegen den Jaguar, und nicht selten gegen die Maulthiere, bey denen sich zu Zeiten eine Art von

Mutterliebe regt, so daß sie durch List oder Gewalt ein Fohlen entführen und ihm ihre milchleeren Euter darbieten, wobey es natürlicherweise zu Grunde geht. Die Wallachen kommen in ein besonderes Revier. Obschon sie jede Woche zusammengetrieben werden, damit sie sich nicht zu weit entfernen, so brauchen doch 1000 und mehr keine Viertelstunde, um sich wieder in dieselben Haufen von 10—30 Stück abzusondern. Der Hengst ruft durch Wiehern seine Stuten zusammen, und zieht wieder auf seinen Waideplatz; ebenso die Wallachen. Am liebsten halten sich gleichgefärbte zusammen. Auch für ihre Weiden zeigen sie große Anhänglichkeit, und man hat Beyspiele, daß sie aus einer Entfernung von 80 Stunden wieder dahin zurückgekehrt sind. Zuweilen brechen aber die Pferde einer ganzen Gegend auf, und rennen haufenweise davon. Das geschieht, wenn nach anhaltender Dürre plötzlich ein starker Regen fällt; man glaubt, sie thäten es aus Furcht vor dem Hagel, der nicht selten das erste Gewitter begleitet.

Die Sinne dieser halbwilden Pferde scheinen schärfer zu seyn, als die der gezähmten. Sie scheinen nicht weit zu sehen, aber sehr gut zu hören, indem sie oft des Nachts durch die Bewegung ihrer Ohren das Vernehmen eines Geräusches verwahren, nach welchem der Reiter vergebens horcht. Noch schärfer ist ihr Geruch, durch den sie sich mit ihren Umgebungen bekannt machen, indem sie den Reiter, das Reitzeug, den Schopf beriechen. Durch ihn wissen sie in sumpfigen Gegenden die bodenlosen Stellen auszuwittern und denselben auszuweichen, auch bey dunkler Nacht oder dichtem Nebel den Weg nach ihrer Wohnung oder ihrer Waide zu finden. Werden sie durch einen fremden Gegenstand erschreckt, so kann man sie am leichtesten besänftigen, wenn man sie daran riechen läßt. Auf die Entfernung nützt ihnen aber der Geruch nichts; einen Jaguar wittern sie nicht auf 50 Schritt, und werden daher ihnen häufig zur Beute. Verstiegen die Quellen, so kommen sie vor Durst um, während das Hornvich andere aufsucht, und dieselben 5—10 Stunden weit wittert. Ihr Geschmack ist sehr verschieden, die einen gewöhnen sich leicht an das Stallfutter, welches aus Welschkorn, Manioc und Zuckerrohr

besteht, und lernen allerley Früchte, selbst an der Sonne getrocknetes Fleisch fressen, während andere eher verhungern, als daß sie außer ihrem gewohnten Gras etwas anderes berührten. Ihr Gefühl ist endlich sehr abgestumpft, theils durch das Leben unter freyem Himmel, theils durch die Mosquiten und Bremsen.

Im Allgemeinen sind sie gutartig, werden aber oft durch die gewaltsame Wändigung störrisch und suchen den Reiter abzuwerfen. Ist eines als Fohlen von einem Jaguar verwundet worden, so erschrickt es vor einer jeden Vertiefung im Grase, ja vor dem eigenen Schatten. Hat man sie zu jung zum Ansprennen der Ochsen abrichten wollen, wobey sie dieselben mit der Brust umwerfen sollen, so weichen sie später jedem Thier aus.

Unter ihren geistigen Fähigkeiten ist ihr Gedächtniß zu bewundern. Pferde, die nur einmal den Weg von Billa real nach den Missionen gemacht hatten, kehrten auf demselben nach mehreren Monaten wieder zurück, obschon er mehr als 100 Stunden beträgt. Sind zur Regenzeit alle Wege voll Pfützen und bodenlose Stellen, so trägt es doch den Reiter, wenn er es ruhig gehen läßt, bey Nacht wie bey Tag sicher fort. Sie beriechen dabey bald den Boden, bald befühlen sie dessen Festigkeit mit einem Vorderfuß. Das rührt nicht von Mangel an Muth her, denn sie stürzen sich dem wüthenden Stier und selbst dem Jaguar entgegen, springen vom schroffen Ufer in die Flüsse und durchschneiden in vollem Lauf die Feuerlinie eines brennenden Feldes.

Man bedient sich ihrer bloß zum Reiten, hält sie aber so schlecht, daß sie in 12 Jahren schon alt aussehen. Werden sie krank, so schickt man sie auf die Waide, wo sie entweder von selbst wieder gesund werden, oder umkommen.

Die Esel sind in diesem Lande fast ganz verkümmert, und werden daher nur von den bekehrten Indianern gebraucht. Auch die Maulthiere sind schwächer als die europäischen, und tragen höchstens eine Last von 4 Centner 4—6 Stunden weit. Kenger, Paraguay 331.